

Lebenswelten von Kindern und Jugendlichen in der Schweiz

Grundlagen und Empirie für die Tabakprävention

Zuhanden von

Peter Blatter (Leiter)
Markus Studer (Programmverantwortlicher)
Cédric Gumy (Programmverantwortlicher)
Tabakpräventionsfonds TPF
c/o Bundesamt für Gesundheit
Schwarzenburgstrasse 157
CH-3003 Bern

Basel, Olten, den 13. Januar 2017

Rahel Heeg
Olivier Steiner
Wim Nieuwenboom
Holger Schmid

Inhaltsverzeichnis

Zusammenfassung	1
1. Einführung.....	4
1.1. Auftrag, Zielsetzung und Aufbau des Textes	4
1.2. Methodisches Vorgehen	4
1.3. Theoretische Grundlagen.....	5
1.4. Definitionen	9
2. Gesellschaftstheoretische Aspekte: In welcher Welt lebe ich?	12
2.1. Individualisierung.....	12
2.2. Globalisierung	14
2.3. Kommerzialisierung	15
2.4. Mediatisierung.....	16
2.5. Gesellschaftlicher Umgang mit Jugendschutz und Tabakkonsum	17
3. Sozialisationstheoretische Aspekte: Wer beeinflusst mich und was bewirke ich?	18
3.1. Familie.....	19
3.2. Bildung	24
3.3. Peers: Freundschaften, Cliquen, informelle Gruppen.....	28
3.4. Jugend(sub-)kulturen, Jugendszenen.....	32
4. Sozialräumliche Aspekte: Wo halte ich mich auf und was mache ich?	36
4.1. Freizeitaktivitäten	36
4.2. Mediennutzung und Medienwirkungen	41
4.3. Verbreitung des Tabakkonsums.....	47
5. Entwicklungstheoretische Aspekte: Wer bin ich, was will ich und wie bin ich geworden, wer ich bin?	49
5.1. Individuelle Ebene: Persönliche Vulnerabilität	50
5.2. Interaktion mit wichtigen Bezugspersonen	51
5.3. Die Rolle der Lebensphasen; altersphasentypische Devianz	55
5.4. Identität und Werte: wer bin ich und was will ich	57
5.5. Der Lebenslaufansatz ("Life Course Perspective")	60
6. Wirkungen von Interventionen: Wie können Kinder und Jugendliche erreicht werden?	63
6.1. Erkenntnisse aus Wirkungsanalysen von Tabakprävention	63
6.2. Interventionen mit hohem Lebensweltbezug: Erkenntnisse zu Partizipation von Kindern und Jugendlichen	66
7. Schlussfolgerungen für die Tabakprävention.....	71
7.1. Durch die Tabakprävention zu berücksichtigende Faktoren.....	71
7.2. Handlungspotenziale der Tabakprävention in der Lebenswelt von Heranwachsenden	72
8. Literatur	78

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1:	Verwirklichungschancen und -hindernisse durch digitale Medien in drei Dimensionen der Lebenswelt	43
------------	--	----

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1:	Theoretische Grundlagen für Präventionsmassnahmen: Ätiologie- und Interventionstheorie	8
Abbildung 2:	Stressempfinden durch Schule/Ausbildung (Knittel et al., 2015: 12)	27
Abbildung 3:	Häufigkeit von Freizeitaktivitäten 6- bis 13-jähriger Kinder zwischen 2000 und 2014 (Quelle: KIM-Studien 2000-2014)	44
Abbildung 4:	Adverse Childhood Experiences ACE-Punktzahl und Anteil der aktuell Rauchenden. (Quelle: Felitti, 2003)	52
Abbildung 5:	Schematische Darstellung der Life-Course-Perspektive nach Hutchison (2007)	61
Abbildung 6:	Lebenswelten Jugendlicher als Handlungsfelder der Prävention	63
Abbildung 7:	Intervention Mapping zur Planung und Entwicklung von Massnahmen	70
Abbildung 8:	Drei Gruppen von Einflussfaktoren und daraus resultierende direkte Einflüsse auf das Verhalten in Anlehnung an die „Theory of Triadic Influence“	72

Zusammenfassung

Der Tabakpräventionsfonds (TPF) richtet die Mittelvergabe und Steuerung der Tabakprävention für Kinder und Jugendliche neu aus. Hierzu wird ein Programm «Tabakprävention bei Kindern und Jugendlichen» erarbeitet. Eine Grundlage für dieses Programm ist die wissenschaftlich fundierte Beschreibung der Lebenswelten von Kindern und Jugendlichen in der Schweiz. Der vorliegende Bericht liefert diese Beschreibung und richtet sich an die Zielgruppe der Akteurinnen und Akteure der Tabakprävention sowie an Fachpersonen, die sich mit der Lebenswelt von Jugendlichen auseinandersetzen. Der Bericht basiert auf verschiedenen theoretischen Zugängen und empirischen Ergebnissen. Er hat nicht den Anspruch, eine umfassende Gesamtübersicht zu liefern.

Die alltägliche Welt von Kindern und Jugendlichen bis zu einem Lebensalter von etwa 25 Jahren wird aus verschiedenen Perspektiven analysiert und in einen Zusammenhang mit dem Konsum von Tabak gestellt. Tabakkonsum ist der wichtigste Risikofaktor für nicht-übertragbare Krankheiten und beginnt oft im frühen Jugendalter.

Moderne Gesellschaften erleben Metaprozesse des sozialen Wandels, die mit den Schlagworten Individualisierung, Globalisierung, Mediatisierung und Kommerzialisierung umschrieben werden können. Diese Prozesse beinhalten Chancen und Risiken. Geld, Konsum und Status haben eine hohe Bedeutung und durchdringen die Gesellschaft. Es besteht ein hoher Wunsch nach Individualität. Nationale, kulturelle und identitätsstiftende Grenzen werden überschritten und Information sowie Kommunikation verändern sich durch internetbasierte Medien. Aus diesen Prozessen wird es Gewinnerinnen und Gewinner sowie Verliererinnen und Verlierer geben.

Die primären Sozialisationsinstanzen sind Familie, Schule und Peers. Sie haben eine hohe Bedeutung als Quelle für den Selbstwert. Die Familie hat sich stark gewandelt. Die Beziehung zu den Eltern ist zu einem partnerschaftlichen System geworden, so dass Generationenkonflikte insgesamt abnehmen. Zu den Verlierenden gehören sozioökonomisch benachteiligte Familien, insbesondere Einelternfamilien, die erschwerte Bedingungen vorfinden. Die Qualität der Beziehung in der Familie und die elterliche Aufsicht wirken protektiv auf den Tabakkonsum.

Die Schule passt sich nur träge den gesellschaftlichen Anforderungen an, und sie hat gleichzeitig einen immensen Einfluss, denn Bildung gewinnt in der heutigen Zeit mehr und mehr an Bedeutung. Nur eine Minderheit der Jugendlichen mag die Schule, und viele fühlen sich gestresst und überfordert. Es besteht eine komplexe Wechselwirkung zwischen niedriger Bildung und dem Konsum von Tabak.

Die Bedeutung der Freundschaften mit den Gleichaltrigen nimmt für Kinder und Jugendliche zu. Rauchende Peers beeinflussen das Rauchverhalten von Kindern und Jugendlichen. Die Auswahl von Freunden und die Anpassung an das Verhalten der Freunde führen zu einer Homogenität des Tabakkonsums unter Freunden. Rauchen ist in verschiedenen Jugendszenen unterschiedlich verbreitet, wobei die Vielfalt der Szenen und Kulturen enorm ist.

Bei den Freizeitaktivitäten sind organisierte von unorganisierten zu unterscheiden. Unorganisierte, unbeaufsichtigte und zu einem gewissen Grad unverbindliche Freiräume sind wichtig und werden mit zunehmendem Jugendalter immer wichtiger, während

organisierte Freizeitaktivitäten im Laufe des Jugendalters eher an Bedeutung verlieren. Öffentliche Räume spielen eine wichtige Rolle. Sie bieten Gelegenheiten der Begegnungen, des Rummhängens, des Beobachtens, des Austragens von Konflikten und der Möglichkeiten zur Selbstdarstellung. Tabakkontrollmassnahmen haben das Rauchen in öffentlichen Räumen verringert und gleichzeitig versucht die Tabakindustrie mit gezielten Marketingstrategien, die Jugendlichen im öffentlichen Raum anzusprechen. Dies ist auch für digitale Medien zu beobachten, die den Alltag für die Jugendlichen darstellen und die räumlich und zeitlich unbegrenzt verfügbar sind. Es besteht die Notwendigkeit "always on" zu sein.

Die biologisch-genetische Veranlagung in Wechselwirkung mit Umwelteinflüssen spielt beim Tabakkonsum eine wichtige Rolle. Rauchen scheint Veränderungen im jugendlichen Gehirn zu bewirken, die auch den Konsum von anderen psychoaktiven Substanzen begünstigen. Negative Kindheitserfahrungen und unsichere Bindung erhöhen das Risiko für Suchtverhalten schon sehr früh in der Entwicklung. Die gelingende Bewältigung von Entwicklungsaufgaben steht in Zusammenhang mit dem Nicht-Konsum von Tabak, wobei das Rauchen auch eine Funktion bei der gelingenden Bewältigung einnimmt und zur Identitätsfindung beitragen kann. Einschneidende Lebensereignisse sind besonders bedeutsam für die Entwicklung insgesamt und auch für den Konsum von Tabak.

Bestehende Massnahmen der Tabakprävention können den verschiedenen Handlungsfeldern Familie, Schule, Freizeit, Medien und Gemeinde zugeordnet werden. Die Massnahmen wirken auf Einflussfaktoren in diesen Feldern. Im Handlungsfeld Familie sind hohe Wirkungen durch Massnahmen zu erwarten. Im Feld Schule gibt es die meisten Massnahmen; deren Wirkung ist allerdings eher als gering einzustufen. Wenige Massnahmen liegen im Handlungsfeld Freizeit vor, so dass das Wirkungspotenzial schwer abzuschätzen ist. Massnahmen im Handlungsfeld Medien reichen von computerisierten Ausstiegshilfen über massenmediale Kampagnen bis hin zur Identifikation mit Vorbildern durch sogenannte "parasoziale Beziehungen". Eine weitere Massnahme ist die Aufdeckung der Manipulationsstrategien der Tabakindustrie. Diese Massnahmen versprechen unterschiedliche Wirkungspotenziale. System- und feldübergreifende Massnahmen mit Einbezug der Gemeinden und entsprechenden gesetzlichen Rahmenbedingungen versprechen ein hohes Wirkungspotenzial. Die Partizipation von Kindern und Jugendlichen sollte Bestandteil einer lebensweltorientierten Tabakprävention sein. Sowohl die Inhalte als auch die Prozesse der Massnahmen sollten dabei mitgestaltet werden.

Der Tabakkonsum von Kindern und Jugendlichen ist in deren Lebenswelten eingebettet und durch ein komplexes Gefüge verschiedener Faktoren bedingt. Es können individuelle, soziale und soziokulturelle Faktoren unterschieden werden. In Bezug auf individuelle Faktoren sollte die Prävention sehr früh in der Entwicklung ansetzen, Kinder und Jugendliche, denen es schlecht geht, besonders berücksichtigen, ihre allgemeinen Lebenskompetenzen stärken und den sozialen Kontext einbeziehen. In Bezug auf die sozialen Faktoren sollte die Familie stärker ins Blickfeld gerückt werden. Lohnenswert sind handlungsfeldübergreifende Ansätze, die die Schule, die Freunde, die Freizeitaktivitäten und öffentlichen Räume sowie die Mediennutzung und deren Einsatz einbeziehen. Bei den soziokulturellen Faktoren ist eine wertorientierte Auseinandersetzung mit der Thematik des Tabakkonsums, mit dem Konsum und der Kommerzialisierung ganz allgemein zu führen. Hier entsteht auch die Frage, wie die Gesellschaft mit dem Konsum von Tabak umgeht und welche Signale durch bestehende bzw. nicht bestehende gesetzliche Regelungen gegeben werden.

Die individuellen, sozialen und soziokulturellen Faktoren nehmen nicht direkt Einfluss auf das Rauchverhalten. Sie wirken über die Selbstwirksamkeit, die sozialen normativen Überzeugungen und die Einstellungen dem Verhalten gegenüber. Neben der bewussten Absicht zu rauchen, besteht auch ein unbewusster Prozess durch Gewöhnung, der als dualer – weil gleichzeitig stattfindender – Prozess beschrieben wird. Die Tabakprävention steht vor komplexen Aufgaben, und aus der Betrachtung der Lebenswelt von Kindern und Jugendlichen wird eine Liste von Ideen vorgeschlagen.

1. Einführung

1.1. Auftrag, Zielsetzung und Aufbau des Textes

Der Tabakpräventionsfonds (TPF) richtet die Mittelvergabe und Steuerung der Tabakprävention für Kinder und Jugendliche neu aus. Er hat hierfür ein Projekt gestartet, in welchem die notwendigen Analysen und Grundlagen für die zukünftige Steuerung und Mittelvergabe erarbeitet werden. Als Teil dieses Projekts hat die Hochschule für Soziale Arbeit der Fachhochschule Nordwestschweiz FHNW den Auftrag erhalten, eine wissenschaftlich fundierte Beschreibung der Lebenswelten, Bedürfnisse und Interessen von Kindern und Jugendlichen von heute (und morgen) zu erstellen. Der vorliegende Bericht soll bisher zugängliches Wissen aus möglichst vielen Quellen recherchieren und zusammentragen. Der Bericht stellt eine zentrale Basis für die Erarbeitung des Programms «Tabakprävention bei Kindern und Jugendlichen» dar und hat den Anspruch, sich an eine breite Zielgruppe der Akteurinnen und Akteure der Tabakprävention und darüber hinaus an Akteurinnen und Akteure in den Lebenswelten Jugendlicher zu richten.

Der Bericht gliedert sich nach der Einleitung mit der Beschreibung der Methodik, theoretischen Grundlagen und Definitionen in fünf Teile, welche die Lebenswelt von Kindern und Jugendlichen anhand von fünf Grundfragen beschreiben. Teil 1 beschreibt verschiedene Aspekte der Frage „In welcher Welt lebe ich?“ und zeigt Trends in der heutigen Gesellschaft auf. Der Frage „Wer beeinflusst mich und was bewirke ich?“ wird in Teil 2 nachgegangen und es werden verschiedene Sozialisationsinstanzen umschrieben. Sozialräumliche Aspekte werden in Teil 3 anhand der Frage „Wo halte ich mich auf und was mache ich?“ aufgeklärt. „Wer bin ich, was will ich und wie bin ich geworden, wer ich bin?“ umfasst als Frage verschiedene entwicklungspsychologische Erkenntnisse, die in Teil 4 zusammengetragen werden. Teil 5 bezieht sich auf die Frage der Erreichbarkeit von Kindern und Jugendlichen in verschiedenen Settings und diskutiert Partizipation als wichtige Grundlage für wirkungsvolle Interventionen.

Die Teile 1 bis 5 sind trichterförmig aufgebaut. Es werden zunächst allgemeine Trends und Erkenntnisse der Lebenswelten von Kindern und Jugendlichen beschrieben, die dann auf den Konsum von Substanzen und insbesondere auf den Tabakkonsum bezogen werden. Im Abschlusskapitel werden für die Tabakprävention Schlussfolgerungen vorgeschlagen und in einem metatheoretischen Modell eingeordnet. Zur besseren Übersicht der vielfältigen Befunde wird zudem ein Ideenkatalog vorgeschlagen. Dieser dient dazu, dass sich die Akteurinnen und Akteure der Tabakprävention und der Lebenswelten der Jugendlichen anhand einer übersichtlichen Liste von Ideen verschiedene Anregungen holen können. Die ausführlichen Grundlagen zum Ideenkatalog finden sich dann in den Teilen 1 bis 5 des Berichts wieder.

Der vorliegende Bericht liefert eine Beschreibung der Lebenswelten von Kindern und Jugendlichen und richtet sich an Akteurinnen und Akteure der Tabakprävention sowie an Fachpersonen, die sich mit der Lebenswelt von Jugendlichen auseinandersetzen.

Die Teile 1 bis 5 beschreiben Grundlagen, Teil 6 beschreibt das Wirkungspotenzial von Massnahmen, und Teil 7 beinhaltet einen Ideenkatalog der Tabakprävention.

1.2. Methodisches Vorgehen

Die folgenden Darstellungen zu Lebenswelten von Kindern und Jugendlichen basieren nicht auf einer systematischen Literaturanalyse, da der Bestand an vorhandener internationaler theoretischer und empirischer Literatur zu dem Gegenstand aussergewöhnlich gross ist. So ergibt eine Suche nach dem Begriff „Jugend“ auf Springerlink über 89'000 Ergebnisse, zu Kindheit über 54'000 Ergebnisse. Die Treffer zu Jugend sind insbesondere in den Disziplinen bzw. Fachgebieten Medizin (ca. 31'000), Sozialwissenschaften (28'000) sowie Erziehung und Sprache (8'400) vertreten. Auf der

Literaturdatenbank PsycInfo ergibt die Suche nach „Youth“ 245'301, jener nach „Childhood“ 385'725 Treffer (Stand September 2016). Der hohe Bestand an wissenschaftlicher Literatur zu der Thematik verdeutlicht, dass Kindheit und Jugend intensiv und multidisziplinär untersuchte Forschungsgegenstände sind. Aufgrund dessen ist eine theoretische und empirische Gesamtübersicht zur Lebenswelt von Kindern und Jugendlichen an dieser Stelle nicht leistbar. Vorliegender Text stellt deshalb eine Auswahl von theoretischen Zugängen und – wo möglich – im schweizerischen Kontext verorteten empirischen Daten zur Lebenswelt von Kindern und Jugendlichen vor. Für die Auswahl der Literatur wurden folgende Selektionskriterien herangezogen:

Aktualität: Insbesondere zu neueren Phänomenen wie beispielsweise. digitale Medien wurde aktuelle theoretische und empirische Literatur berücksichtigt. In Themenbereichen wie beispielsweise Sozialisations- und Entwicklungstheorie wurden neuere Ansätze berücksichtigt, da ältere entwicklungspsychologische Ansätze in der Kritik stehen, kindliche Entwicklung normativ zu bewerten (vgl. Abels, 1993).

Relevanz: Es wurde insbesondere theoretische und empirische Literatur verwendet, die durch die Differenziertheit der Analyse oder der Güte der methodischen Qualität im sozialwissenschaftlichen Diskurs Bedeutung erlangt haben. Die Bedeutung von Publikationen im wissenschaftlichen Diskurs kann u.a. an der Zitationshäufigkeit bemessen werden. Die Bedeutung beispielsweise eines theoretischen Ansatzes im wissenschaftlichen Diskurs heisst allerdings nicht, dass diesem eine übergeordnete Objektivität zukommt – die Kontroverse um die Individualisierungstheorie verdeutlicht dies beispielsweise.

Thematischer Bezug: Die grundsätzliche Ausrichtung auf die Lebenswelt von Kindern und Jugendlichen in westlichen, modernen Gesellschaften mit Fokus Schweiz wurde ergänzt durch Aspekte, die im weitesten Sinne einen Zusammenhang zu der Thematik des Tabakkonsums herstellen lassen. So wurde beispielsweise im Kapitel Mediennutzung auf exzessive bzw. suchtmässige Nutzung digitaler Medien eingegangen, da neuere Studien eine neurologische Vergleichbarkeit von stoff- und stoffungebundenen Süchten postulieren.

Die einzelnen thematischen Kapitel (bspw. zu Familie, Peers, Jugendkulturen) schliessen jeweils mit Bezügen der jeweiligen Thematik zu Tabakinitiation und -nutzung bei Heranwachsenden ab. Hierbei wird – so vorhanden – auf spezifische Fachliteratur zu der Thematik zurückgegriffen.

1.3. Theoretische Grundlagen

Die Darstellungen zur Lebenswelt von Kindern und Jugendlichen beruhen auf unterschiedlichen theoretischen Zugängen. Die verwendeten Theorien entstammen unterschiedlichen Disziplinen (bspw. Soziologie, Sozialpsychologie, Psychologie) und werden nicht systematisch aufeinander bezogen, bzw. vergleichend diskutiert. Eine theoretische Synthese ist im Rahmen einer Überblicksdarstellung nicht zu leisten. Im Schlusskapitel 7 werden Bezüge im ätiologischen Modell der Faktoren von Tabakkonsum bzw. -sucht zu den theoretischen Ansätzen und empirischen Erkenntnissen der vorangehenden Kapitel hergestellt. Im Folgenden werden die verwendeten theoretischen Ansätze kurz dargestellt.

Der Bericht basiert auf verschiedenen theoretischen Zugängen und empirischen Ergebnissen. Er hat nicht den Anspruch, eine umfassende Gesamtübersicht zu liefern.

Modernitätstheoretische Zugänge

Die ersten Theorien zu Modernisierung und Moderne aus den 1950er Jahren beschreiben die Entwicklungslogiken neuzeitlicher Gesellschaften anhand von Prozessen der Industrialisierung, Demokratisierung, Bürokratisierung und Säkularisierung. Die theoretische Annahme war, dass diese Prozesse in einem engen Bezug zueinander stehen. Eine zunehmend industrialisierte Gesellschaft ist demnach auch eine zunehmend säkularisierte Gesellschaft; Modernisierung führt in diesem Verständnis schliesslich zwingend zu einer Demokratisierung (Mergel, 2011: Absatz 1). Aktuelle Verständnisse von Modernisierung sehen keine zwingende Verbindung von Industrialisierung, Bürokratisierung, Säkularisierung und Demokratisierung: Modernisierung kann in einer Dimension erfolgen und in einer anderen ausbleiben, bzw. nach Phasen der Entwicklung wieder eingeschränkt werden. So sieht Habermas beispielsweise Entwicklungen der Re-Säkularisierung in modernen Gesellschaften (Habermas & Ratzinger, 2005).

Neuere Konzepte von Modernisierung, beispielsweise durch Beck und Giddens vertreten, betonen als zentrales Merkmal von Moderne die Reflexivität (Mergel, 2011: Absatz 34). Die „erste Moderne“ charakterisierte sich laut Beck (1986) durch die Produktion von Gütern und Wohlstand. In der Phase der „zweiten Moderne“ wurden in hohem Mass soziale, kulturelle und ökologische Risiken sichtbar, die mit den Modernisierungsprozessen einhergehen. Diese „Risikogesellschaft“ führt nach Beck zu einer ständigen gesellschaftlichen Selbstbeobachtung. Laut Giddens (1995) ist die Entflechtung klassischer Raum-Zeit-Abhängigkeiten (beispielsweise über digitale Kommunikation) ein zentrales Kennzeichen der Moderne und eine zentrale Ursache zunehmender Reflexivität. Soziale Systeme lösen sich aus lokalen Handlungskontexten und werden globaler. Durch die vergrösserten raumzeitlichen Abstände gewinnt Reflexivität an Bedeutung und durchdringt immer weitere Aspekte des menschlichen Tuns. Radikalisierte Reflexivität bedeutet laut Giddens, dass Expertenwissen in die intimsten Bereiche der Gesellschaftsmitglieder eindringt. Modernisierung erklärt sich laut diesen Konzepten nicht mehr durch bestimmte ökonomische Bedingungen, sondern durch ein Bewusstsein von kommunikativem Handeln in wechselnden Kontexten und durch deren kontinuierliche Beobachtung: „Vor allem setzt sich das Bewusstsein durch, dass eine Gesellschaft aus Beobachtungen besteht, und dass jede Reflexion eine weitere Reflexion generieren kann“ (Mergel, 2011: Absatz 34).

Für den hier vorliegenden Bericht fungieren modernitätstheoretische Zugänge als eine breite Rahmung, welche die weiteren Themen in gesamtgesellschaftliche Prozesse einbettet.

Sozialisationstheoretische Zugänge

„Sozialisation“ kam als wissenschaftlicher Begriff im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts nahezu zeitgleich in Frankreich, Deutschland und den USA in Gebrauch (Veith, 2015). In der Folge entstanden eine Vielzahl an Theorien, welche sich mit der Frage beschäftigten, in welcher Weise Menschen durch ihre Umwelt geformt werden und diese formen.

Sozialisation wird definiert als „ein Prozess, durch den in wechselseitiger Interdependenz zwischen der biopsychischen Grundstruktur individueller Akteure und ihrer sozialen und physischen Umwelt relativ dauerhafte Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsdispositionen auf persönlicher ebenso wie auf kollektiver Ebene entstehen“ (Hurrelmann et al., 2008: 25). Sozialisationstheorien orientieren sich am Kerngedanken, dass Menschen sich aktiv-produktiv mit ihrer inneren Realität von Körper und Psyche und

ihrer äusseren Realität von sozialer und dinglicher Umwelt auseinandersetzen (Hurrelmann et al., 2015: 10). In einem interaktiven Verständnis von Sozialisation formen individuelle Akteure durch ihr Handeln soziale Strukturen und Umwelten, diese wiederum beeinflussen als soziale Kontexte Individuen in ihrer Persönlichkeitsentwicklung und in ihrer Erfahrungsverarbeitung. Individuen sind somit aktiv an der Gestaltung der eigenen Persönlichkeit und der sie umgebenden Umwelt beteiligt (Hurrelmann et al., 2015: 10). Dieser Prozess ist in hohem Mass durch strukturelle Einflüsse gerahmt: Individuen leiten aus Interaktionen Handlungswissen ab, das als Gebrauchsanweisung fungiert und als Rezept habitualisiert wird. So geht es in der Sozialisationsforschung auch darum, zu erkunden, „wie weit die langen Arme der sozialen Herkunft reichen, Biografien steuern und schliesslich Chancen eröffnen bzw. verschliessen können“ (Bauer, 2012: 487).

Entwicklungstheoretische Zugänge, Life Course Theorie

Zu den entwicklungstheoretischen Zugängen gehören einerseits die entwicklungspsychologischen Lebensphasenmodelle der psychosozialen Entwicklung, von denen Erik Erikson (1973) der bekannteste Vertreter ist. Kennzeichnend für diese Theorien ist die Annahme, dass die Entwicklung eines Menschen gemäss einem Stufenmodell erfolgt, bei dem in jeder Stufe für die jeweilige Lebensphase spezifische Leistungen erbracht werden müssen. Je nach Autor ist dabei die Rede von „Entwicklungsaufgaben“ (Havighurst, 1972, Dreher & Dreher, 1985) oder „Entwicklungskrisen“ (Erikson, Erik H., 1973). Werden diese Aufgaben resp. Krisen nicht ausreichend gemeistert, kann dies im späteren Alter zu Schwierigkeiten, u.a. zur Entstehung von Suchtverhalten, führen. Obwohl die Entwicklungsphasen und die damit verbundenen Aufgaben u.U. recht unterschiedlich definiert sein können, haben alle entwicklungstheoretischen Zugänge gemeinsam, dass sie die biologische Reifung als Ausgangspunkt nehmen und ausgehend von dieser den Bezug zur sozialen Umwelt herstellen. Die auftretenden Ereignisse werden als normative Krisen (Erikson, Erik H., 1973) gekennzeichnet; so wird die Adoleszenz als eine normale Phase vermehrter Konflikte beschrieben.

Ein theoretischer Ansatz, der insbesondere die non-normativen sozialen Einflüsse auf den Lebenslauf eines Menschen oder die Lebensläufe einer Gruppe von Menschen systematisch zu erfassen versucht, ist der Life Course Ansatz (Hutchison, 2011). Mit den entwicklungspsychologischen Lebensphasenmodellen teilt dieser die Auffassung, dass bestimmte Ereignisse typischerweise in bestimmten Lebensphasen auftreten (und bewältigt werden müssen). Die Life Course-Perspektive geht aber einen entscheidenden Schritt weiter, indem sie den historischen, sozialen und kulturellen Kontext als Einflüsse auf die individuellen Lebensläufe systematisch einbezieht. Zu solchen Einflüssen gehören Ereignisse wie politische oder Umweltkatastrophen, Migration wie auch Ereignisse, die mit Änderungen in Rolle oder Status zusammenhängen. Der Life Course-Ansatz will diese Einflüsse auch aus der Sicht des Individuums erfassen (vgl. Hutchinson 2007). Der Life Course-Ansatz bietet damit einen Zugang, den Einfluss von non-normativen Lebensereignissen auf das Verhalten (auch das Rauchverhalten) zu verstehen. Damit kann er auch einen theoretischen Rahmen zur Identifikation von Risikogruppen liefern.

Präventionstheoretische Zugänge: Ätiologie- und Interventionstheorie

Der Ausgangspunkt für die systematische Entwicklung von Präventionsprogrammen ist in zwei zentralen Fragen zu sehen:

1. Welche Faktoren sind für die Entstehung eines Problemverhaltens verantwortlich? (Ätiologietheorie)
2. Wie können diese Faktoren bei der Entwicklung von effektiven Programmen einbezogen werden? (Interventionstheorie)

Idealerweise werden für ein Präventionsprogramm erst mögliche Ursachen des Problemverhaltens eruiert (Ätiologietheorie), diese mit dem Wissen über erfolgreiche Interventionen kombiniert (Interventionstheorie) und auf dieser Grundlage eine praktische Intervention entwickelt (vgl. Abbildung 1). Die Stärke dieses Vorgehens liegt darin, dass die Annahmen expliziert werden („eine bestimmte Ursache kann durch eine bestimmte Intervention verändert werden“) und die Annahmen im Rahmen einer Evaluation geprüft werden können. In der Geschichte der Entwicklung von Präventionsprogrammen fehlt diese Verbindung jedoch weitgehend.

Der Begriff «Ätiologie» bezeichnet in der Medizin die Lehre von den Ursachen der Krankheiten und damit der Gesamtheit der Faktoren, die zu einer gegebenen Krankheit geführt haben. Exakter wäre es, von Pathogenese, der Entstehung und Entwicklung einer Krankheit mit allen daran beteiligten Faktoren, zu sprechen. Ätiologietheorien spielen auch eine Rolle bei der Entstehung und Entwicklung von Gesundheit. Antonovsky (1987) hat als Gegenbegriff zur Pathogenese den Begriff der Salutogenese eingeführt. Auch die Gesundheitsentstehung, oder der Ursprung von Gesundheit, braucht ein Ursachenmodell durch eine fundierte Ätiologietheorie. Theoretisch gut fundierte Programme versprechen nachweislich mehr Erfolg (Michie & Abraham, 2004), und eine Zusammenschau von elf Reviewstudien belegt, dass Programme mit einer Theoriebasis gegenüber Programmen ohne eine derartige Basis effektiver sind (Glanz & Bishop, 2010).

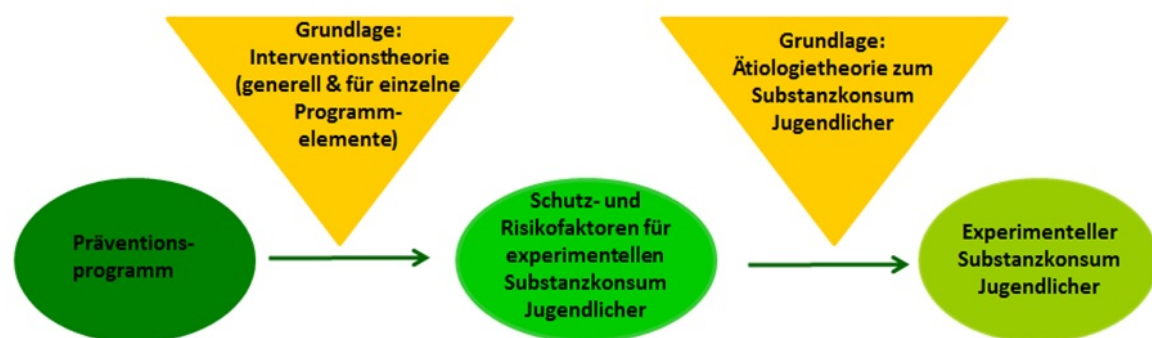


Abbildung 1: Theoretische Grundlagen für Präventionsmassnahmen: Ätiologie- und Interventionstheorie

Ätiologietheorien beschäftigen sich mit der Frage: «Warum konsumieren Menschen Drogen?», respektive, präziser mit der Frage: «Warum nehmen manche Menschen niemals Drogen, andere experimentieren und wieder andere gebrauchen regelmässig, missbrauchen und/oder werden abhängig?». Bezogen auf Tabakkonsum und die Lebenswelten von Kindern und Jugendlichen wäre die Frage «Warum rauchen manche Jugendliche niemals, andere experimentieren und wieder andere rauchen regelmässig, rauchen trotz negativer Konsequenzen und/oder werden abhängig?». Auf diese Fragen gibt es keine einfache Antwort, denn es müssen mehrere interagierende Faktoren berücksichtigt werden. Letteri und Kollegen (Letteri et al., 1980; Lettieri & Welz, 1983) stellten schon vor mehr als 30 Jahren über 50 verschiedene biologische, psychologische

und soziologische Theorien zu den Ursachen von Substanzmissbrauch zusammen. Lerntheorien nehmen dabei einen zentralen Stellenwert ein.

Interventionstheorien erklären, wie Veränderungen erzielt werden können. Wie bei den Ätiologietheorien herrscht auch bei den Interventionstheorien zu Substanzenmissbrauch eine grosse Vielfalt von Zugängen zur Veränderung von Suchtproblematiken. So beschreiben Homfeld und Sting (2006) aufklärende Abschreckung, Einsatz von funktionalen Alternativen, Lebenskompetenzförderung, peer education-Ansatz, harm reduction-Ansatz, Kriminalisierung, Vermittlung von Risikokompetenz. Insbesondere die Gesundheitspsychologie hat verschiedene Theorien zur Veränderung des Verhaltens vorgelegt, von denen Verhaltensveränderungstechniken abgeleitet werden (Michie et al., 2013). Ein Beispiel ist die Handlungsplanung, bei welcher der Kontext, die Häufigkeit, die Dauer und die Intensität des Verhaltens festgelegt und sich vor Augen geführt wird oder die Verpflichtung zur Veränderung, in dem die Person Aussagen wie „ich werde ...“, „ich verpflichte mich stark dazu ...“ macht.

Die geforderte Verbindung zwischen Ätiologietheorie, Interventionstheorie und praktischer Intervention inklusive Prüfung durch gezielte Evaluation ist nicht neu. Sie wird in der Praxis der Gesundheitserziehung schon seit längerem empfohlen. Gut ausgearbeitet ist beispielweise das sogenannte „Intervention Mapping“ zur Entwicklung von Gesundheitsförderungsprogrammen (Bartholomew, Parcel, & Kok, 1998). Kernstück ist der Einbezug fundierter Theorien und die Partizipation aller beteiligten Akteure.

1.4. Definitionen

Kindheit und Jugend

Die Begriffe Kindheit und Jugend gelten als Bezeichnungen für Lebensphasen, die in gesellschaftlichen Diskursen über biologische, soziale und psychische Kriterien definiert werden. Der Anfang von Kindheit wird meist über die Geburt definiert, als Endpunkt die beginnende Veränderung der Genitalorgane angesehen. Bis etwa zum ersten Lebensjahr wird das Kind als Säugling und bis etwa zum fünften Lebensjahr als Kleinkind bezeichnet. Der Beginn von Jugend wird in dieser biologisch orientierten Sichtweise mit der körperlichen Veränderung der Genitalorgane festgelegt und sie endet mit der vollständigen körperlichen Reifung. Die UN-Generalversammlung definiert Personen, die älter als 15 Jahre und jünger als 25 Jahre alt sind, als Jugendliche. Oft wird noch zwischen früher Adoleszenz (ca. 11 bis 13 Jahre), mittlerer Adoleszenz (13 bis 18 Jahre) und später Adoleszenz (18 bis etwa 25 Jahre) unterschieden. Pubertät ist kulturell, historisch und regional zeitlich unterschiedlich verortet, zudem ist auch der Beginn und die Dauer von Pubertät individuell unterschiedlich ausgestaltet. Kindheit und Jugend sind deshalb als kulturell geprägte Lebensphasen anzusehen. In soziologischer Perspektive können beispielsweise Statusunterschiede zwischen Erwachsenen und Heranwachsenden als Merkmal generationaler Unterscheidung herangezogen werden.

Der vorliegende Bericht bezieht sich auf Kinder und Jugendliche bis zu einem Lebensalter von etwa 25 Jahren, wobei der Fokus auf Jugendliche gelegt wurde.

Lebenswelt

Das Lebensweltkonzept ist ein umfassender sozialwissenschaftlicher, biografisch zentrierter Theorieansatz. Unter Lebenswelt wird die Alltagswelt verstanden, die Welt, die dem Menschen am nächsten ist (Husserl, 2012). „Die alltägliche Lebenswelt ist die Welt, die für mich fraglos und selbstverständlich 'wirklich' ist“ (Schütz & Luckmann, 1975: 23). Die Lebenswelt erscheint mir selbstverständlich, sie ist die Welt meiner sinnlichen

Lebenswelt ist die alltägliche Welt eines Menschen.

Erfahrungen. „Die Lebenswelt ist einfach da, behauptet sich von selbst und scheint keiner weiteren Erklärung zu bedürfen. Zu ihr haben wir eine natürliche Einstellung, die bis zur Überraschung unproblematisch ist“ (Abels, 2009: 32). In dieser alltäglichen Welt denke und handle ich mit „naiver Selbstverständlichkeit der Weltgewissheit“ (Husserl, 1996: 106). Die Lebenswelt ist sozial geteilt. Es ist nicht „meine“ private Welt, sondern ist die Welt der gemeinsamen Erfahrungen (Schütz & Luckmann, 2003: 109). Die Lebenswelt ist ausserdem zeitlich und räumlich begrenzt (Schütz & Luckmann, 2003). Habermas (1997) unterscheidet die Sphären Lebenswelt und System: Systemische Strukturen sind beispielsweise Wirtschaft und Politik, die der alltäglichen Lebenswelt äusserlich gegenüberstehen und in diese eingreifen können. Die Interaktionen in der Lebenswelt sind von kommunikativer Vernunft geprägt (Verständigungsorientierung), jene der Systeme von instrumenteller Vernunft (Zielorientierung). Habermas diagnostiziert in der Moderne eine Verdrängung kommunikativer durch instrumentelle Vernunft und damit eine Kolonisierung der Lebenswelt. Die Effekte der Kolonisierung der Lebenswelt durch die instrumentelle Vernunft zeigen sich danach bei Individuen beispielsweise als Anomie (Werte- und Orientierungsverlust).

Tabakkonsum

In der Schweiz rauchen im Alter von 15 Jahren 7% der Jungen und Mädchen täglich (Marmet et al., 2015a), und diese Anteile steigen bis ins Erwachsenenalter stark an (Schweizerisches Gesundheitsobservatorium, 2015). Rauchen ist der wichtigste Risikofaktor für nicht-übertragbare Krankheiten wie Lungenkrebs, Herz-Kreislauf-Krankheiten, weitere Krebsarten (z.B. Zungen- oder Kehlkopfkrebs) sowie Atemwegserkrankungen. Aus Sicht der Prävention ist das Rauchverhalten über das ganze Leben entscheidend; gleichzeitig ist der frühe Einstieg ein Risikofaktor für starken, gewohnheitsmässigen Konsum, wenig Aufhörversuche und für das Auftreten einer tabakbedingten Erkrankung. Das Ziel ist es, den Einstieg ins Rauchen zu verhindern bzw. so weit wie möglich hinauszuzögern und den Ausstieg aus dem Rauchen zu fördern. Letztlich zielen alle Bemühungen darauf, die Prävalenz des Rauchens zu senken. Kinder und Jugendliche sind die wichtigste Zielgruppe.

Beim Konsum von Tabak ist das Rauchen von Zigaretten die am weitesten verbreitete Konsumform. Das Rauchen von Pfeifen, Zigarren, Tabak aus Erhitzern etc. bzw. andere Konsumformen, wie das Kauen und Schnupfen von Tabak kann ebenfalls unter dem Begriff des Tabakkonsums zusammen gefasst werden. Der Konsum von e-Zigaretten ist kein Tabakkonsum im eigentlichen Sinne, da hier eine Flüssigkeit, die nikotinhaltig sein kann, erhitzt und der Rauch inhaliert wird. Jugendliche sind die Altersgruppe, die e-Zigaretten am häufigsten ausprobiert (Kuendig, H. et al., 2016). Die meisten regelmässigen Konsumentinnen und Konsumenten von e-Zigaretten gehören jedoch zu den Altersklassen ab 25 Jahren.

Bei Kindern und Jugendlichen ist die Frage des Einstiegs in den Tabakkonsum zentral. Nahezu alle täglich rauchenden Erwachsenen (99%) haben bis zum Alter von 25 Lebensjahren mit dem Rauchen begonnen. Gleichzeitig spielt auch in dieser Altersgruppe regelmässiges Rauchen und die Entstehung einer Abhängigkeit eine wichtige Rolle. Die Weltgesundheitsorganisation WHO hat das Konsumverhalten in Stadien unterteilt und die verschiedenen Einflussfaktoren auf das Verhalten im jeweiligen Stadium zusammengetragen (World Health Organisation (WHO), 2004).

In einem frühen Stadium des Konsums spielen vor allem Neugier, Gruppendruck, Werbung, Präsenz der Substanzen und Persönlichkeitsfaktoren eine bedeutende Rolle. In

Tabakkonsum hat verschiedene Formen und beginnt oft im frühen Jugendalter. Er ist der wichtigste Risikofaktor für viele nicht-übertragbare Krankheiten.

diesem Stadium befinden sich Jugendliche, die beispielsweise erste Erfahrungen mit Tabakkonsum machen. Das nächste Stadium ist die weitere Exposition mit der Substanz. Hier werden emotionale und motivationale Bereiche des Gehirns aktiviert (dies geschieht in erster Linie über das dopaminerge System). Es kommt zu Lernprozessen und Verstärkung in den entsprechenden Hirnregionen. Die Aufmerksamkeit wird selektiv, so dass Drogenreize vermehrt wahrgenommen werden. Zudem wird ein Drogengedächtnis ausgebildet. Im Stadium der Abhängigkeitsentwicklung interagieren schliesslich biologische, psychologische und soziale Faktoren, so dass es zum Symptomcluster der Abhängigkeit, mit einem Zustand von periodischem oder chronischem Angewiesensein auf Tabakkonsum, kommen kann. In einer Längsschnittstudie an 12- und 13-Jährigen zeigte sich, dass sich Anzeichen von Abhängigkeit bei Jugendlichen sehr schnell einstellen, teilweise bevor es zum regelmässigen Rauchen kommt (Gervais et al., 2006).

Der grosse Vorteil dieser Stadienbetrachtung besteht darin, dass in den verschiedenen Stadien des Konsums teilweise recht unterschiedliche Faktoren eine Rolle spielen. Es wird zudem unmittelbar deutlich, dass Interventionen nicht einem Einheitsansatz folgen können und hierbei verschiedene Einflussfaktoren berücksichtigt werden müssen (Schmid, Holger & Wüsten, 2009).

2. Gesellschaftstheoretische Aspekte: In welcher Welt lebe ich?

Gesellschaftliche Einflussfaktoren formen die Lebenswelten von Kindern und Jugendlichen und eröffnen oder verschliessen Kindern und Jugendlichen Handlungsspielräume. Im Folgenden werden deswegen ausgewählte zentrale gesellschaftliche Einflussfaktoren skizziert und diskutiert.

Moderne Gesellschaften zeichnen sich durch einen beschleunigten und tiefgreifenden sozialen Wandel aus, der die Menschen in ihrem alltäglichen, beruflichen und politischen Handeln betrifft. Jugend wird in den Diskursen über Modernisierungsprozesse zum einen als Hoffnungsträger neuer, flexibler, reflexiver und hochspezialisierter sozialer und ökonomischer Strukturen gesehen: Verbesserung der Bildungschancen, Erhöhung sozialer Mobilität, Verwirklichung von Chancengleichheit, Demokratisierung. Zum anderen werden Befürchtungen laut, die durch den sozialen Wandel das Verhältnis der Generationen in Familie und Gesellschaft, berufliche Chancen und die Herausbildung von Wertorientierungen bei Jugendlichen bedroht sehen (Münchmeier, 2008: 16f.).

Krotz (2001) identifiziert vier zentrale Metaprozesse, die für den sozialen Wandel moderner Gesellschaften zentral sind: Individualisierung, Globalisierung, Mediatisierung und Kommerzialisierung (vgl. Krotz, 2003).¹ Diese Metaprozesse stehen in enger Wechselwirkung zueinander: Beispielsweise treibt die Verbreitung digitaler Medien (Mediatisierung) die Globalisierung voran, die Globalisierung des Warentransports ermöglicht zugleich auch Kindern und Jugendlichen die Teilhabe an erschwinglichen Medien und Medieninhalte. Im Folgenden werden die Metaprozesse und Bezüge zu den Lebenswelten von Kindern und Jugendlichen dargestellt.

Moderne Gesellschaften erleben Metaprozesse des sozialen Wandels: Individualisierung, Globalisierung, Mediatisierung und Kommerzialisierung.

2.1. Individualisierung

Ulrich Beck (2000) bezeichnete die aktuelle Transformation moderner Gesellschaften als „zweite Moderne“. Die zweite Moderne charakterisiert sich nach Beck durch die Auflösung von Klassen- und Schichtzuordnungen, durch das Brüchigwerden vormals rigider Einbindungen in Kirche und Familie, Geschlechterrollen sowie durch die Pluralisierung sozialer Zugehörigkeiten. In modernen Gesellschaften haben sich somit traditionelle soziale Normen und Formen der Gemeinschaften gelockert und differenziert. Ulrich Beck (2000) spricht von einer „Ent-Traditionalisierung“ und „Pluralisierung“ der Gesellschaft, die einen Individualisierungsschub auslöste. Die Lebensphasen der Kindheit und Jugend sind damit „liberalisiert“ worden (Hurrelmann et al., 2012: 17). In den Lebenswelten von Kindern und Jugendlichen zeigt sich der Individualisierungsprozess in verschiedener Weise:

Der hohe Wunsch nach Individualität geht einher mit hohen Freiheitsgraden der Lebensgestaltung bei einem gleichzeitigen Risiko der Orientierungslosigkeit.

- Die Freiheitsgrade der Lebensgestaltung sind für alle Mitglieder der Gesellschaft gewachsen. Dies eröffnet Kindern und Jugendlichen grundsätzlich mehr Möglichkeiten der (Mit-)Gestaltung ihrer Lebensentwürfe (ebd.: 18). Insbesondere die Jugendphase charakterisiert sich durch die Suche nach Orientierung und Sinnggebung, auf Anforderungen der Umwelt wird unter

¹ Metaprozesse sind dabei nicht als abgeschlossene, operationalisierbare Prozesse zu verstehen, sondern sind begrifflich-konzeptionelle „Konstrukte, die spezifische, beobachtbare und als Entität gedachte Phänomene über eine Zeit hinweg beschreiben und theoretisch erfassen“ (Hepp & Hartmann, 2010: 12).

anderem auch mit Verweigerung und Protest reagiert (ebd.: 34). Die vergleichsweise hohen Gestaltungsfreiräume entsprechen einerseits dem Wunsch Jugendlicher nach Individualität, andererseits machen sie die Entwicklung eines kohärenten Lebenskonzepts schwierig. Die Freiheitsgrade der Lebensgestaltung verlangen somit (in eingeschränkterem Mass) von Kindern und (in hohem Mass) von Jugendlichen eine hohe persönliche Orientierungs- und Organisationsleistung. Für Kinder und Jugendliche, die diese Gestaltung der Lebensphasen überfordert, ergeben sich Risiken durch Orientierungslosigkeit. Orientierungslosigkeit kann sich in deviantem Verhalten äussern (vgl. Heitmeyer, 1998).

- Die Abgrenzungen der Lebensphasen sind durchlässig geworden: Bereits 10-Jährige können jugendaffine Lebensstile praktizieren und manche 30-Jährige in Ausbildung sehen sich noch als Jugendliche (ebd.: 18). „Jugendliche Leitbilder strahlen – sicherlich durch den heutigen gesellschaftlich vermittelten Jugendkult unterstützt – mittlerweile in alle Altersklassen hinein“ (Ferchhoff, 2011: 318).
- Die Pluralisierung der sozialen Gruppen in modernen Gesellschaften zeigt sich an einer Vielzahl von Jugendkulturen und Jugendszenen mit je eigenen Codes, Stilen und Ausdrucksformen (vgl. zu Jugendkulturen und Szenen: Kap. 3.4).

Die der „zweiten Moderne“ zugrundeliegenden Basisprinzipien der Freiheit, Gleichheit und Rationalität stehen dabei zunehmend in einem Spannungsverhältnis zu Risiken beispielsweise durch Technologisierung, De-Industrialisierung und Umweltbelastungen. Solche Risiken sind beispielsweise Arbeitslosigkeit und ein erhöhtes Anforderungsniveau vieler Berufe, wodurch eine umfassende Bildung zunehmend zu einer Notwendigkeit wird. Individuen verfügen somit laut Beck (ebd.) in modernen „Risikogesellschaften“ infolge offener biografischer Verläufe und pluraler Gemeinschaften über vermehrte Chancen und Gestaltungsfreiräume, tragen zugleich aber auch hohe Risiken des Scheiterns. Die in einer individualisierten Gesellschaft auf sich selbst zurückgeworfenen Individuen müssen deshalb selbstständig Orientierungen im Spannungsfeld biografischer Chancen und Risiken entwickeln. Insbesondere Jugendliche müssen „erhebliche Eigenleistungen bei der Gestaltung ihres Lebenslaufs erbringen“ (Heinz, Walter R., 2011: 16).

Vergrösserte Wahlfreiheiten von Individuen und eine verminderte Bedeutung von Klassen- und Geschlechtszugehörigkeiten bedeuten somit nicht die Überwindung sozialer Ungleichheit. Beispielsweise entstand seit den 1980er Jahren infolge des ökonomischen Strukturwandels (Stichworte Neo-Liberalismus, De-Industrialisierung) und des Umbaus des Sozialstaates eine „neue Unterschicht“ (Beck, Petra, 2006, vgl. Kap. 3.1 und 3.2). Auch Bildungswege und Freizeitaktivitäten unterscheiden sich je nach ökonomischen Ressourcen Heranwachsender bzw. ihrer Familien (Bundesminister für Jugend Familie Frauen und Gesundheit, 1990: 243). Kinder und Jugendliche aus verschiedenen sozialen Milieus verbringen ihre Freizeit unterschiedlich und oft voneinander getrennt (Engels et al., 2011), wobei armutsbetroffene Kinder und Kinder mit Migrationshintergrund ihre Freizeit deutlich negativer bewerten als der Durchschnitt (World Vision Deutschland et al., 2010: 138). Degele und Dries (2005: 93) weisen deshalb auf die paradoxe Ausformung des Individualisierungsprozesses hin, indem Individualisierung zugleich mehr Freiheit und mehr Zwang bedeute, die Chancenverteilungen dabei aber ungleich sind: „So spaltet sich die hochdifferenzierte Gesellschaft zunehmend in die Lager der Individualisierungsgewinner und -verliererinnen. Wer über ausreichend Bildung, Kontakte und vor allem lebenslange Lernbereitschaft, dazu ausgeprägten Konkurrenzsinne und eine

Flexibilität verfügt, die auch vor privaten Bindungen nicht Halt macht, kann neue Freiheiten und Zwänge vielleicht besser balancieren.“ Für die Betrachtung der Lebenswelten von Kindern und Jugendlichen ist es demnach wichtig, dass die ökonomischen und sozialen Unterschiede zwischen Kindern und Jugendlichen berücksichtigt werden und dass nicht, wie es häufig – gerade auch in empirischen Studien – geschieht, „zu vorschnell eine generationsspezifische Einförmigkeit und universalistische Orientierung einer gesamten Altersgruppe unterstellt“ wird (Ferchhoff, 2011: 306).

2.2. Globalisierung

Globalisierung ist ein schillernder Begriff, der trotz unzähliger Veröffentlichungen theoretisch kaum adäquat gefasst ist. Degele und Dries (2005: 25f.) definieren Globalisierung als vielschichtigen Prozess, in dessen Verlauf die Welt „zu einem ‚single place‘ zusammenschrumpft, sich Staaten, Ökonomien, Kulturen und Individuen stärker miteinander verflechten, in wechselseitige Abhängigkeit geraten können, sich aber ebenso verstärkt auch ihrer jeweiligen Differenzen bewusst werden. Homogenisierungstendenzen kreuzen sich dabei mit neuen Konfliktlinien und De-Globalisierungsprozessen“. Trotz aller Kontroversen um den Begriff können einige zentrale ökonomische und politische Prozesse beschrieben werden, die mit dem Begriff der Globalisierung in Zusammenhang stehen und für den Alltag von Kindern und Jugendlichen in modernen Gesellschaften von Bedeutung sind. Die ökonomische Globalisierung fusst insbesondere auf der Liberalisierung der Weltfinanzmärkte sowie einer peripheren Warenproduktion und globalem Warentransport.

Wir stehen erst am Anfang eines Prozesses, der mit Globalisierung umschrieben werden kann und in welchem nationale, kulturelle und identitätsstiftende Grenzen überschritten werden. Hieraus ergeben sich sowohl Chancen als auch Unsicherheiten.

- Durch die Liberalisierung der Finanzmärkte gerieten die Ökonomien insbesondere strukturschwacher Länder in Krisen (vgl. Roth, 2002). Der globale Wettbewerb um Standortvorteile findet aber auch bis hinab auf Gemeindeebene statt (ebd.: 23). „Verlierer“ werden mit sozialer Exklusion und Abwertung bestraft. Roth sieht die drastische Zunahme an grenzüberschreitender Migration in Zusammenhang mit den Ungleichheitsdynamiken ökonomischer Globalisierungsprozesse. Aktuell ist in der Schweiz, wie in allen westlichen Gesellschaften, das Phänomen der unbegleiteten minderjährigen Asylsuchenden virulent (vgl. SODK, 2016).
- Die periphere und damit kostengünstige Warenproduktion und der globale Warentransport haben zu einer hohen weltweiten Verfügbarkeit von Waren, insb. Technologien, geführt (vgl. Knoche, 2005). Am deutlichsten ist dies an der Durchdringung des Alltags mit digitalen Medien und der Globalisierung der Medienkommunikation abzulesen (vgl. Hepp, 2004). Lokale und globale Kommunikation verschmelzen, und die alltäglichen Kommunikations- und Medienkulturen werden tiefgreifend umgestaltet (vgl. Kap. 2.4). Die hohe Verfügbarkeit von Waren in modernen Gesellschaften äussert sich zudem in einer Konsumkultur, die im Phänomen Verschuldung z.B. bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen auch problematische Aspekte aufweist (vgl. Kap. 2.3).
- Jugendkulturen können als Vorreiter von Globalisierungsprozessen gesehen werden, indem diese beständig neue Lebensstile und Trends hervorbringen (Roth, 2002: 25, vgl. Kap. 3.4). Zugleich kommerzialisieren global agierende Medienunternehmen Jugendkulturen. Interaktive Internetplattformen (bspw. Social Media) führen zu neuen Formen von Öffentlichkeit in translokalen Medienkulturen (vgl. Habermas, 1996; Hepp, 2004): Jugendliche nutzen die hohe Reichweite digitaler Öffentlichkeit sowohl zu produktiv-kreativen Zwecken (bspw.

Musik, Gaming) als auch problematischer Vergemeinschaftung (bspw. Kult um Amokläufer, Pro Ana Foren) (Jenkins, 2006; Kahr, 2016; Polak, 2007: 79, vgl. Kap. 2.4).

- Die hohe Mobilität von Personen und weltweitem Transport von Waren verursacht schwerwiegende Umweltschäden, u.a. infolge des Ausstosses von klimawirksamen Gasen, Verlust von unbebauter Landfläche, Entwaldung und Verlust von Biodiversität (Huwart & Verdier, 2013). Umwelt- und Naturschutz werden von einem zunehmenden Anteil der 12- bis 25-Jährigen als wichtige gesellschaftliche Priorität angesehen (2006: 14%, 2015: 34%, vgl. Albert et al., 2015: 171).

Globalisierung kann als offener Prozess bezeichnet werden, der vormalige nationale, kulturelle und identitäre Grenzen überschreitet und damit auch grundlegende Unsicherheiten mit sich bringt: „so wird deutlich, dass wir erst am Anfang einer Entwicklung stehen, die sich auf viele Lebensbereiche und Funktionsweisen unserer Gesellschaften auswirkt. Wir sind noch sehr ungeübt darin, damit umzugehen. Die Verwerfungen und Ungleichheiten, die mit der Globalisierung einhergehen, sind ebenso offensichtlich wie der Nutzen, den wir jeden Tag aus ihr ziehen“ (Meinert & Stollt, 2010).

2.3. Kommerzialisierung

Kommerzialisierung bedeutet die Durchdringung von Kommunikation in allen Sphären der Gesellschaft durch ökonomische, profitorientierte Logiken (Krotz, 2003; vgl. Habermas, 1997). Prozesse der Kommerzialisierung existieren sowohl auf institutioneller Ebene (vgl. bspw. Diskurse zur Erwerbsintegration von Jugendlichen (Schaffner, 2007)) wie auch in alltäglichen Zusammenhängen (bspw. Kapitalisierung von persönlichen Informationen bzw. Kommunikationen der Nutzenden in digitalen Medien (Gentzel, 2015: 264)). Nach Krotz nimmt der Meta-Prozess der Kommerzialisierung eine dominante Stellung ein, da die Prozesse der Globalisierung und Mediatisierung überwiegend durch ökonomische Logiken gesteuert sind (Krotz, 2003). Auffallend ist in diesem Zusammenhang, dass Jugendliche beispielsweise kaum Vorbehalte gegenüber der Kapitalisierung privater Informationen durch globale Medienunternehmen haben (Smith et al., 2013). Neuere Werbeformen wie beispielsweise In-Game-Advertising (bspw. Bandenwerbung in einem Rennspiel) oder Adware-Games (bspw. Moorhuhn für Jonny Walker) sind für Kinder und Jugendliche offenbar besonders attraktiv (Jöckel, 2014: 471).

Die Kommerzialisierung der Alltagswelt zeigt sich u.a. auch in der hohen Bedeutung von Geld im Alltag Jugendlicher. Die Höhe des Taschengelds entscheidet über die Möglichkeiten der Teilhabe Jugendlicher an jugendtypischen Aktivitäten: Ausgang, Handy, Kinobesuche, Kleider (Lange, 2004). Konsumieren ist ein zentraler Bestandteil jugendlicher Alltagskultur. Faktoren, welche die Höhe des Taschengeldes beeinflussen, sind u.a.: Erwerbsstatus des Kindes (Ferien- und Nebenjobs, Lehre, Anlehre), Einstellungen zu Gelderziehung bzw. Gelderziehungsverhalten der Eltern, Bildungshintergrund des Kindes, Anzahl Kinder im Haushalt und sozioökonomischer Status des Elternhauses (Streuli et al., 2007: 79f.). Bei der Bedeutung konsumorientierter Aktivitäten Jugendlicher zeigen sich deutliche Herkunftsunterschiede: So gehen doppelt so viele Jugendliche mit Migrationshintergrund wie Schweizer Jugendliche täglich oder mehrmals pro Woche einkaufen (21% vs. 11%) (Willemse, Isabel et al., 2012).

Kinder und Jugendliche sind somit aktiv in die Konsumwelt eingebunden. Konsumententscheidungen sind jedoch gleichzeitig auch Ausdruck von Lebensstilen. Mit

Ökonomische Logiken durchdringen die Gesellschaft und alle anderen Metaprozesse. Geld, Konsum und Status haben eine hohe Bedeutung.

ihren Entscheidungen, welche Kombination von Konsum- und Erlebnisooptionen sie aus der (Über-)Fülle des Wähl-, Nutz- und Machbaren wählen, positionieren sie sich mit Blick auf Zugehörigkeit zu oder Abgrenzung von Gruppen (Hitzler & Niederbacher, 2010: 13, vgl. Kap. 3.4).

2.4. Mediatisierung

Mediatisierungsprozesse finden in modernen Gesellschaften seit vielen Jahrzehnten statt. Mit der Verbreitung digitaler Medien und der interaktiven Co-Konstruktion der virtuellen Sphäre des Internets greifen Mediatisierungsprozesse allerdings in zunehmendem Masse in elementare kommunikative Prozesse der Subjekte sowie der Öffentlichkeit (Politik und Medien) ein. Insbesondere infolge der Mobilisierung digitaler Medien und der damit einhergehenden Dauerverfügbarkeit des Internets zeichnen sich neue Formen der Vergemeinschaftung und der Kommunikation in räumlicher und zeitlicher Hinsicht ab (vgl. Krotz, 2007).

Eine zentrale Eigenschaft internetbasierter Kommunikationsmedien, v.a. von Social Media, ist der durch die Nutzerinnen und Nutzer geschaffene ubiquitäre und persistente Diskursraum (vgl. Jörisen & Marotzki, 2009: 183; Steiner, Olivier, 2013). Als *ubiquitär* ist der Online-Diskursraum zu bezeichnen, da im Gegensatz zur orts- und zeitgebundenen Face-to-Face-Kommunikation bei internetbasierter Kommunikation potenziell jede Person zu jeder Zeit an jedem Ort einbezogen werden kann. Bereits Marshall McLuhan und Bruce R. Powers prophezeiten 1986 in „The Global Village“ ein Aufgehen des Menschen in einem weltumspannenden elektronischen Netzwerk: „Wenn eine Beziehung zwischen Computer und Sende-Einrichtungen einmal eingerichtet ist, wird der Nutzer überall zugleich sein“ (McLuhan & Powers, 1995: 155). *Persistent* ist der Online-Diskursraum, da die Daten potenziell zeitlich unbeschränkt speicherbar und reproduzierbar sind. Der Online-Diskursraum hat somit den Charakter eines Archivs (vgl. Boyd, 2006; boyd, 2007). Ubiquität und Persistenz des Online-Diskursraums sind Eigenschaften, die für die Kommunikationen Jugendlicher weitreichende Konsequenzen haben:

- Die Dauerverfügbarkeit von Social Media führt zu einem kommunikativen „always on“, mit für Jugendliche positiven Effekten (bspw. Vereinfachung der Organisation des Alltags, Pflege grosser Freundesnetzwerke), aber auch problematischen Effekten (bspw. Erwartungsdruck zeitnaher Responsivität, qualitative und quantitative Verschlechterung des Schlafs).²
- Die Ubiquität von Social Media im Leben der meisten Jugendlichen (vgl. Willemse, I. et al., 2014) geht einher mit der Notwendigkeit, diese Technologien zu nutzen, da ansonsten sozialer Ausschluss droht: „In order to exist online, we must write ourselves into being“ (Sundén, 2003).

Internetbasierte Kommunikation ist dauernd und überall verfügbar. Sie erleichtert den Alltag und führt gleichzeitig zur Notwendigkeit, "always on" zu sein und seine Daten dauerhaft preiszugeben.

² <https://www.chegg.com/press/cheggheads-panel-college-students-sleep-study/>

- Durch „always on“ erreichen globale Medienunternehmen eine möglichst hohe Kundenbindung und Ausbeute persönlicher Informationen der Nutzerinnen und Nutzer (Bates et al., 2006). Hierbei ergeben sich vielfältige Problematiken bezüglich des Datenschutzes (Marwick & Boyd, 2014; Smith et al., 2013).
- Die Persistenz von Informationen in Social Media ermöglicht Jugendlichen zum einen die digitale Biografisierung ihres Lebenslaufs und einen beständigen Zugriff auf Informationen zur Gestaltung des Alltags, gleichzeitig sind auch persönlichkeitsverletzende Informationen (bspw. bei Cyberbullying) unlösbar.

2.5. Gesellschaftlicher Umgang mit Jugendschutz und Tabakkonsum

Entsprechend der Bundesverfassung der Schweizerischen Eidgenossenschaft (Art. 11 BV) haben Kinder und Jugendliche den Anspruch auf besonderen Schutz ihrer Unversehrtheit und auf Förderung ihrer Entwicklung. Gestützt auf das Strafgesetzbuch (Art. 386 Absatz 4) können zum Jugendschutz verschiedene Massnahmen ergriffen werden. Die Regelung des Jugendschutzes ist wichtig, da die Schweiz nach der Ablehnung des vorgeschlagenen Präventionsgesetzes im September 2012 weiterhin ohne Präventionsgesetz zur Fassung entsprechender Massnahmen bleibt. In der Schweiz regelt bisher kein Gesetz den Verkauf von Tabakprodukten an Kinder und Jugendliche einheitlich. Auf kantonaler Ebene kennen mehr als 20 Kantone ein gesetzliches Schutzzalter von 16 oder 18 Jahren. In einer Studie mit Testkäufen von Kuendig & Astudillo (2013) wurde die Einhaltung der unterschiedlichen Altersgrenze (Fribourg: 16 Jahre, Waadt: 18 Jahre) mit Testkäufen untersucht. In beiden Kantonen konnten über 70 Prozent der 14- bis 15-jährigen Tester auch ein bis zwei Jahre nach Einführung der Verkaufsverbote Tabakprodukte kaufen. Die Verstösse gegen die Verkaufsverbote nahmen danach zwar weiter ab, aber sechs Jahre nach der Gesetzesänderung konnten von den 14- bis 15-jährigen Tester im Kanton Waadt immer noch 40 Prozent der Jungs und 60 Prozent der Mädchen Tabakprodukte kaufen.

Gesetzliche Grundlagen des Jugendschutzes sind in der Schweiz vorhanden, in Bezug auf den Konsum von Tabak allerdings uneinheitlich und unzureichend umgesetzt.

3. Sozialisationstheoretische Aspekte: Wer beeinflusst mich und was bewirke ich?

In der Jugendphase sind familiäre und ausserfamiliäre Sozialisationsinstanzen für Jugendliche bedeutsam. Auch wenn sich Jugendliche zunehmend ausserhalb der Familie orientieren, ihre Freizeit mit Peers verbringen und erste romantische Beziehungen aufbauen, bleibt die Familie im Prozess des Selbstständigwerdens meist ein Ort emotionaler Rückbindung (Ecarius, 2011: 72). Die Jugendphase charakterisiert sich vor dem Hintergrund der aktuellen gesellschaftlichen Trends (vgl. Kapitel 2) durch enge familiäre Bindungen, eine hohe Peerorientierung und hohe Bedeutung von Schule und fehlende bzw. bevorstehende Arbeitsintegration (ebd.: 75). Dies bedeutet für Jugendliche:

„Jugendliche stehen vor der Aufgabe, verschiedene Sozialisationsfelder wie Familie, Freizeit und Schule auszubalancieren und eine eigene Biografie zu entwickeln. [...] Im Kontext dessen ist Jugend geschlechtsspezifisch, ethnisch und nach sozialem Milieu strukturiert. Heranwachsende werden in der Jugendphase mit Entwicklungsaufgaben konfrontiert: Sie stehen vor der Aufgabe, in Auseinandersetzung mit den Sozialisationsbereichen Familie, Schule und Peers die darin enthaltenen Wahlmöglichkeiten und Optionen innerhalb einer globalen-medialisierten und sozial ungleichen Gesellschaft auszubalancieren, eine eigene Biographie zu entwickeln und ein Selbstbild aufzubauen.“ (Ecarius, 2011: 72)

Primäre Sozialisationsinstanzen sind Familie, Schule und Peers. Sie haben eine hohe Bedeutung als Quelle für den Selbstwert. Je nach Höhe der Bedeutung können verschiedene Typen von Jugendlichen unterschieden werden.

Der Fokus pädagogischer, sozialwissenschaftlicher als auch entwicklungspsychologischer Theorieansätze lag und liegt auf der Verselbstständigung der Jugendlichen und deren Abgrenzung gegenüber den Eltern bzw. der Familie, auf der Bedeutung der Peer-Gruppe in dieser Lebensphase und auf Aspekten der Selbstsozialisation (ebd.: 70).

Jugendliche sollten in Bezug auf ihre sozialen Verortungen allerdings nicht als homogene Gruppe betrachtet werden. So unterscheiden sich Jugendliche darin, welche Relevanz Eltern und Peers für sie haben. Reinders (2003) beschreibt in seiner empirischen Studie vier unterschiedliche Typen, die sich aus der Kombination von Zukunfts- und Gegenwartsorientierung ergeben:

- *Assimilation*: Diese Jugendlichen weisen eine hohe Zukunfts- und eine geringe Gegenwartsorientierung auf. Die Jugendlichen orientieren sich in hohem Mass an den Normen und Standards der Elterngeneration und die Eltern haben für sie eine hohe Bedeutung, Peers haben eine geringe Relevanz. Diese Jugendlichen handeln zielstrebig und richten ihr Handeln darauf aus, Qualifikationen für den Arbeitsmarkt zu erwerben, Entwicklungsaufgaben zu bewältigen und schnell in den Erwachsenenstatus zu wechseln.
- *Segregation*: Diese Jugendlichen haben eine hohe Gegenwartsorientierung und eine geringe Zukunftsorientierung. Für diese Jugendlichen haben Peers eine höhere Relevanz als die Eltern. Aufgaben, welche mit dem Ziel der Transition in den Erwachsenenstatus zusammenhängen, werden negativ bewertet und als nicht erreichbar eingeschätzt. Diese Jugendlichen haben eine hohe Freizeitorientierung, sie bevorzugen Handlungen, welche unmittelbaren Ertrag versprechen und wenig Mühe kosten (Freunde treffen, Computerspiele spielen etc.).

- *Integration*: Für diese Jugendlichen haben Eltern und Peers eine ähnlich hohe Relevanz, sie haben eine vergleichbar hohe Zukunfts- und Gegenwartsorientierung. Für diese Jugendlichen haben sowohl Freizeit-Handlungen einen hohen Stellenwert als auch zielorientierte Handlungen, die der Bewältigung von Entwicklungsaufgaben dienen. Dies führt zu Handlungskonflikten (für die Prüfung lernen oder in den Ausgang gehen?).
- *Diffusion*: Diese Jugendlichen haben weder eine ausgeprägte Zukunfts- noch Gegenwartsorientierung. Weder Peers noch Eltern besitzen eine besondere Relevanz. Diese Jugendlichen glauben nicht daran, dass sie eigene Ziele erreichen können, sowohl in Bezug auf Freizeitaktivitäten als auf die Bewältigung von Entwicklungsaufgaben.

Diese Typologie ermöglicht Aussagen, ob Jugendliche schnell erwachsen werden wollen (Assimilation, Integration) und ob Möglichkeiten der Jugendphase möglichst intensiv genutzt werden (Integration, Segregation). Ferner erlaubt die Typologie Aussagen darüber, ob und in welcher Intensität Jugendliche Ziele in ferner Zukunft verfolgen und ob sie sich eher an den Werten der Eltern oder der Freunde orientieren. In Bezug auf den Tabakkonsum Jugendlicher und Gesundheitsförderung kann aufgrund dieser Erkenntnisse vermutet werden, dass zukunftsorientierte Jugendliche eher für Informationen zu langfristigen schädlichen Folgen von Tabakkonsum offen sind und damit Appelle ‚aus der Erwachsenenwelt‘ an die Vernunft eher fruchten. Für gegenwartsorientierte Jugendliche hingegen hat der aktuelle Genuss mitunter eine höhere Bedeutung als mögliche negative Folgen in der Zukunft. Ausserdem hat die Meinung Gleichaltriger mehr Gewicht als die Meinung Erwachsener.

3.1. Familie

Bedeutung der Herkunftsfamilie für Jugendliche

Die Familie beinhaltet eine emotional hoch bedeutsame und intime Zugehörigkeit zu einem „Wir“. Dieses soziale System ist gegenüber Nicht-Mitgliedern klar abgegrenzt (Winkler, 2012: 27). Dies führt meist zu einem hohen Zusammengehörigkeitsgefühl und einer hohen Identifikation mit dem Familiensystem, einer hohen Verbindlichkeit der innerfamiliären Regeln und einer hohen Intensität und Intimität der Kommunikation. Die Familienmitglieder beeinflussen sich wechselseitig stark in ihrem Fühlen, Denken und Handeln.

Die Familie ist die hauptsächliche Sozialisationsinstanz des kleinen Kindes und bleibt auch im Jugendalter zentral. In quantitativen Untersuchungen wird eine hohe Bedeutung der Familie für Jugendliche sichtbar (Ecarius, 2011: 70), die Beziehung zu den Eltern ist für das Wohlbefinden Heranwachsender zentral (van Wel et al., 2000). Zeitlich hat sich mit der Verschulung der Jugendphase (vgl. Kapitel 3.2) in den letzten Jahrzehnten die (finanzielle) Abhängigkeit Heranwachsender von den Eltern verlängert. Die Bildungsexpansion führte somit auch zu einer Familialisierung der Jugendphase (Ecarius, 2011). Trotz dieser hohen Bedeutung von Familie auch für Jugendliche konzentrieren sich Theorieansätze auf Prozesse der Herauslösung Jugendlicher von den Eltern bzw. der Familie. Somit sind Kontinuitäts- und Verbindungslinien von Familie und Jugendlichen theoretisch und empirisch nur wenig erforscht (Ecarius, 2011: 70).

Die Familie ist 'die' primäre Sozialisationsinstanz. Die Beziehung zu den Eltern hat sich hin zu einem partnerschaftlichen System gewandelt, so dass Generationenkonflikte insgesamt abnehmen. Gleichzeitig haben sozioökonomisch benachteiligte Familien – insbesondere Einelternfamilien – erschwerte Bedingungen.

Erziehungsstile und Beziehungsmuster in modernen Familien

Die Beziehungen zwischen Eltern und ihren Kindern sind zunehmend liberaler und weniger durch elterliche Autorität geprägt, die Erziehungsstile haben sich seit Ende der 1960er Jahren vom Befehls- zum Verhandlungshaushalt gewandelt (Ecarius, 2011). Die Erziehungsziele veränderten sich seit den 1950er Jahren weg von Zielen wie Sauberkeit, Ordnung, Höflichkeit und Gehorsam hin zu persönlicher Selbstständigkeit und eigener Urteilsfähigkeit der Kinder. Auch im Zusammenhang mit einer explosionsartigen Vermehrung und schnellen Veränderung von Wissen (vgl. Kapitel 2) und damit einhergehend einer Erosion von traditionellen Konventionen und Regeln, ist „kaum noch eine Konvention selbstverständlich [...] und unhinterfragbar [...]“. Im Zuge der Durchsetzung gegenüber Kindern und Jugendlichen bleiben Konventionen revisionsfähig und müssen mindestens begründet werden. Sie werden schon im Kindesalter zur Reflexion freigegeben“ (Ferchhoff, 2011: 367). Kinder und Jugendliche werden mehrheitlich als eigenständige Partner wahrgenommen und werden beispielsweise vermehrt an der Aushandlung von familiären Entscheidungen beteiligt (Ferchhoff, 2011: 367). Die Notwendigkeit ständiger Aushandlungen entsteht auch dadurch, dass sich Kinder und Jugendliche auch ausserfamiliär orientieren und einen beträchtlichen Teil des Alltags ausserhalb der Familie verbringen. Somit müssen alle Familienmitglieder eine Balance zwischen eigenen und fremden Interessen und Bedürfnissen finden (Schweizer, 2007: 71). Wenn Jugendliche Autonomiebestrebungen zeigen, so reduzieren die Eltern als Reaktion oftmals die Kontrolle über ihre Kinder, wodurch die Häufigkeit von Konflikten abnimmt. Dadurch kann trotz eines zunehmenden Autonomiestrebens der Jugendlichen die Verbundenheit in der Familie erhalten bleiben (Reindl et al., 2013).

Der Ablösungsprozess von der eigenen Herkunftsfamilie lässt sich als Auseinandersetzung der nachwachsenden Generation der Jugendlichen mit der Kultur der Erwachsenen und als Entwicklung eigener Positionen verstehen: „In einem längerfristigen Prozess ‚sozialer Verselbstständigung‘ distanzieren sich die Heranwachsenden früher oder später – ‚gelassen selbstverständlich‘ oder mehr oder weniger offensichtlich protestierend von der Welt der Erwachsenen, insbesondere der Eltern“ (Quensel, 2010: 269). Dies kann als ein wechselseitiger Prozess verstanden werden, der von der elterlichen Bereitschaft beeinflusst wird, ihrem Kind eigene Sichtweisen zuzugestehen oder diese sogar zu fördern (Quensel, 2010: 268). Die aktuell sichtbare Orientierung Jugendlicher an traditionellen Werten wie Familie, Job, Eigenheim (Shell Deutschland Holding, 2015) weist darauf hin, dass eine Mehrheit der Jugendlichen aktuell kaum die Notwendigkeit sieht, sich über divergierende Werte von der Herkunftsfamilie abzugrenzen. In manchen Bereichen (z.B. Sport, Mode, Computer) besitzen Jugendliche gegenüber Erwachsenen sogar Wettbewerbsvorteile. So „zapfen [Eltern] den Lebensstil ihrer Kinder an. Mütter und Töchter hören die gleiche Musik und kleiden sich ähnlich“ (Ferchhoff, 2011: 368).

Im Zuge der gewandelten Erziehungsstile und der Anerkennung von Kindheit und Jugend als eigenständige Lebensphase nahmen Generationenkonflikte deutlich ab (Ecarius, 2011). 92% aller Jugendlichen kommen gut oder bestens mit ihren Eltern aus (Shell Deutschland Holding, 2015). Aktuell wird in einer Mehrheit der Familien eine Kultur der Regelaushandlung und der intensiven Kommunikation gepflegt, Eltern und Gleichaltrige verstehen sich tendenziell als gleichwertige Diskussionspartner mit relativ gleichen Rechten (Ecarius, 2011). Die Konflikte zwischen Eltern und ihren Kindern eskalieren dadurch tendenziell wenig, Generationenkonflikte mit einer abrupten Ablösung haben sich verringert: „Es ist zu einer Entdramatisierung des Generationenverhältnisses gekommen“ (Ferchhoff, 2011: 366). Entsprechend sehen die meisten Jugendlichen ihre Eltern als Ratgeber für die Selbst- und die Weltsicht. Diese Jugendlichen erzählen ihren

Eltern (insbesondere der Mutter), was sie alltäglich tun und wovor sie Angst haben. Sind die Eltern keine Ratgeber für die Selbst- und Weltsicht, dann verstummt die Kommunikation (Ecarius, 2015: 100f.). Gleichzeitig führt das hohe Mass an kommunikativem Handeln in Familien zu anspruchsvollen und anfälligen Sozialisationsbedingungen mit „Irritationspotential“ (Habermas, 1997: 569).

Auch wenn aktuell eine Entdramatisierung des Generationenverhältnisses und eine Reflexivierung familiärer Kommunikation in modernen Gesellschaften zu beobachten ist, bestehen dennoch strukturelle Benachteiligungen bestimmter Gruppen sowie spezifische familiäre Dysfunktionalitäten fort:

- Die Armutsgefährdungsquote (weniger als 60% des Medians des Einkommens) lag im Jahr 2014 in Deutschland für Einelternfamilien bei 41.9% und bei Familien mit drei oder mehr Kindern bei 24.6%. 19% der Kinder und Jugendlichen bis 18 Jahre und 24.6% der 19- bis 25-Jährigen waren armutsgefährdet (Durchschnitt: 15.4%) (Statistisches Bundesamt Deutschland, o.J.). In der Schweiz lag die Armutsgefährdungsquote für unter 18-Jährige im Jahr 2013 bei 15.7% (Haushaltseinkommen unter 60% des Medians) respektive 7.5% (Haushaltseinkommen unter 50% des Medians). Die Quote ist in dieser Altersklasse anderthalbmal so hoch wie bei den 18- bis 64-Jährigen. Seit dem Jahr 2007 ist ein leichter Rückgang der Armutsquoten zu verzeichnen (2007: 17.6% resp. 10.8%) (Bundesamt für Statistik Schweiz, o.J.). Armut ist ein zentrales Entwicklungsrisiko. Armut im Vorschulalter hat bei einem grossen Teil der Kinder negative Folgen für die kindliche Lebenssituation, insbesondere sinken die Zuwendung durch die Eltern und das Ausmass gemeinsamer Aktivitäten (Laubstein, 2012; Laubstein et al., 2010). Armut im frühen Kindesalter beeinträchtigt die Lebenschancen von Kindern häufig langfristig (Holz & Hock, 2006: 86). Von Armut betroffene Kinder nehmen beispielsweise deutlich seltener an bestehenden gesellschaftlichen Gesundheitsangeboten teil, z.B. an Früherkennungsuntersuchungen für Kinder. Auch ziehen sich bereits armutsbetroffene Kinder, wie es als Reaktionsmuster bei armutsbetroffenen Erwachsenen bekannt ist, aus sozialen Kontakten zurück (Brenner, 2016: 230).
- Die Güte der familiären Beziehungen wird durch die sozioökonomische Lage beeinflusst. Sozioökonomisch privilegierte Jugendliche berichten über positivere Kommunikation mit ihren Eltern (Inchley et al., 2016: 228).
- Noch immer erfährt ein Teil der Heranwachsenden in ihren Familien elterliche Gewalt. So geben in einer repräsentativen Untersuchung in Deutschland 26,5% der 9. Jahrgangsklasse an, dass sie in den letzten 12 Monaten physische Gewalt durch die Eltern erlitten haben (Baier, Dirk et al., 2009: 52). In den meisten Fällen (20,2%) handelt es sich dabei um Fälle von leichter Gewalt („eine runtergehaut“, „hart angepackt oder gestossen“, „mit einem Gegenstand geworfen“). 4,7% erlitten Formen schwerer Gewalt („mit einem Gegenstand geschlagen“, „mit der Faust geschlagen/getreten“, „geprügelt, zusammengeschlagen“). 3,2% gaben an, misshandelt worden zu sein. Gewalterfahrungen in der Kindheit stehen in Zusammenhang mit internalisierendem und externalisierendem Problemverhalten sowie antisozialem Verhalten (Salzinger et al., 2002).

- Auch wenn die autoritären Anteile in den Erziehungsstilen insgesamt abnehmen, sind weiterhin Unterschiede nach Schicht und kultureller Prägung vorhanden. Autoritäre Erziehungsstile sind in Familien mit tiefem sozioökonomischem Status häufiger, verhandlungsorientiertes erzieherisches Verhalten weniger verbreitet. Kulturelle Unterschiede in den Erziehungsstilen zeigen sich in Familien mit Migrationshintergrund: Muslimische Familienstrukturen beispielsweise sind (u.a. begründet durch die Milieus der Einwanderungspopulation) oftmals traditionell patriarchalisch orientiert, und auch die normative Bindungskraft religiös begründeter Normen und Werte für eine islamisch legitime Lebensführung ist in diesen Familien z.T. hoch. Der Prozess der Verselbstständigung junger Muslime wird durch das Konzept der Familienehre und den normativen Rahmen einer traditionellen Familienstruktur begrenzt (von Wensierski & Lübcke, 2010). Hierbei entwickeln junge Muslime oftmals hohe Ambivalenzen zwischen normativen Bindungen an die Herkunfts- und Aufnahmekultur, die im Zusammenhang mit Exklusionserfahrungen im Aufnahmeland mit spezifischen Belastungen (u.a. Delinquenz) einhergehen können (vgl. Schiffauer, 1983; Steiner, Olivier, 2011).

Familie als Ort der Bearbeitung von Bildungsanforderungen

Foucault (1994) argumentiert, dass an die Stelle gewaltförmiger vormoderner Erziehungsformen in der Moderne neue, subtile Formen der Disziplinierung getreten seien. Diese Disziplinierungsformen können heute insbesondere auch in Zusammenhang mit erhöhten Leistungsanforderungen in Schule und Ausbildung an Kinder und Jugendliche gesehen werden, für welche Heranwachsende aktive und langfristige Unterstützung benötigen. Die erhöhte Bedeutung von Ausbildung und Bildung (vgl. Kap. 3.2) erfasst somit die Familie als Ganzes und wirkt in das familiäre Zusammenleben hinein. Familie ist ein Ort, an dem die aktuellen Bildungsanforderungen an Kinder bearbeitet und gemanagt werden, Eltern werden zu „Sachwaltern des Kultur- und Bildungserwerbs ihrer Kinder“ (Stecher et al., 2016: 162). So helfen laut dem Kinder- und Jugendsurvey COCON bei ungefähr der Hälfte der 11-Jährigen die Eltern mehrmals pro Woche bei den Hausaufgaben (SKBF, 2014). Bereits im Vorschulalter wollen viele Eltern die Entwicklung und Bildung ihrer Kinder bewusst optimal fördern, damit die Kinder im Bildungswettbewerb bestehen können. Auf diese Weise dringen Wettbewerbslogiken in den Raum der Familie ein (vgl. King, 2013 und Kap. 1.3).

Die Familie muss erhöhte Ausbildungs- und Bildungsanforderungen managen.

Familie und Tabakkonsum Jugendlicher

Das früheste Lernfeld für den Umgang mit legalen und illegalen Drogen ist die Familie, erst mit steigendem Alter orientieren sich Jugendliche an Gleichaltrigengruppen. Schon Kinder im Grundschulalter entwickeln Vorstellungen über Charakteristika und Wirkungen von Alkohol und Tabak und über die kulturelle und soziale Wertung dieser Substanzen (Palentien & Harring, 2010). So verwundert es nicht, dass das Rauchverhalten Jugendlicher in Zusammenhang mit demjenigen der Eltern steht und der Zusammenhang laut einer Meta-Analyse als „stark“ charakterisiert werden kann (Leonardi-Bee et al., 2011).

Das Rauchverhalten der Eltern und der Geschwister beeinflussen das Rauchverhalten der Kinder und Jugendlichen. Die Qualität der Beziehung in der Familie und die elterliche Aufsicht wirken protektiv auf den Tabakkonsum.

- Der Anteil der Jugendlichen, der täglich raucht, ist fast dreimal so hoch, wenn beide Eltern rauchen als wenn die Eltern nicht rauchen (9%, wenn kein Elternteil raucht, 16%, wenn ein Elternteil raucht, 27%, wenn beide Elternteile rauchen) (Radtke et al., 2011: 35f.). Auch laut der KIGSS-Studie besteht ein Zusammenhang zwischen dem Rauchstatus der Eltern und dem Tabakkonsum Jugendlicher, wenn auch ein weniger starker als zum Rauchstatus der Freunde (Lampert, 2008). Dieser Zusammenhang zeigt sich auch langfristig: So rauchen 24-Jährige häufiger, wenn in ihrer Jugendzeit die Eltern geraucht haben (Bailey et al., 2011).
- Insbesondere auch ein hoher Alkoholkonsum der Eltern bedeutet ein erhöhtes Risiko für frühen Konsumbeginn und für problematischen Konsum von Suchtmitteln ihrer Kinder. In einer repräsentativen Studie des National Household Survey of Drug Abuse (NHSDA, USA) begannen Kinder mit einem alkoholabhängigen Elternteil früher mit dem Konsum von Alkohol, Tabak und Marihuana und zeigten höhere altersspezifische Raten des Konsumbeginns als Kinder ohne alkoholabhängigen Elternteil (Obot et al., 2001). Die Differenzen begannen bereits im Alter von 9 Jahren und blieben über den gesamten Verlauf der Studie bis zum Alter von 17 Jahren bestehen. In einer weiteren Studie waren der mütterliche Alkohol- und Zigarettenkonsum zum Zeitpunkt, als das Kind 5 Jahre alt war, starke Prädiktoren für problematischen Konsum im Alter von 14 Jahren (Alati et al., 2010).
- Der Einfluss rauchender Geschwister ist ähnlich gross: Der Anteil der Jugendlichen, der täglich raucht, ist dreimal so hoch, wenn eines der Geschwister ebenfalls raucht, als wenn keines der Geschwister raucht (8%, wenn kein Geschwister raucht; 26%, wenn ein Bruder oder eine Schwester raucht) (Radtke et al., 2011: 35f.).
- Ein hohes individuelles Budget (Taschengeld) begünstigt einen Rauchbeginn, elterliche Rauchverbote hemmen einen Rauchbeginn (Wimmer, 2013: 221).
- In der Schweiz beginnen überraschenderweise mehr sozioökonomisch bessergestellte als sozioökonomisch benachteiligte Jugendliche vor dem Alter von 13 Jahren zu rauchen. Beim wöchentlichen Rauchen zeigen sich keine Unterschiede zwischen sozioökonomisch unterschiedlich gestellten Jugendlichen (Inchley et al., 2016: 148).
- Jugendliche, die in erzieherisch nachsichtigen Familien leben, konsumieren am wenigsten Tabak, jene, die in autoritativen, autoritären und/oder vernachlässigenden Familien leben, zeigen die höchsten Konsumationsraten (Fuentes et al., 2015). Choquet et al. (2008) zeigen allerdings, dass ein kontrollierender Erziehungsstil insbesondere bei Mädchen mit einer tieferen Tabaknutzung im Jugendlendalter einhergeht und folgern: „Thus, there may be a need for parental control, whatever the family structure“.

- Eine longitudinale Studie, welche die Mütter und ihre Kinder von der Schwangerschaft bis zur Adoleszenz der Kinder begleitete, fand, dass der mütterliche Stil der Kindererziehung assoziiert ist mit Konsummustern in der Adoleszenz. Der stärkste Prädiktor für problematischen Substanzkonsum im Alter von 14 Jahren war ein häufiger Partnerwechsel der Mutter, kombiniert mit tiefer mütterlicher Kontrolle zum Zeitpunkt, als das Kind 5 Jahre alt war (Alati et al., 2010). Die Autoren schliessen daraus, dass die Familienstruktur und das Ausmass an Beaufsichtigung bei der Entwicklung von problematischem Konsum eine Rolle spielen. Auch im Jugendalter ist die elterliche Aufsicht ein wichtiger Einflussfaktor. So konsumieren Jugendliche, die von ihren Eltern stärker beaufsichtigt werden, weniger Tabak, Alkohol oder illegale Drogen. So konsumieren 15-jährige Schweizer Jugendliche, die aussagten, ihre Eltern wüssten über ihren Aufenthaltsort am Samstagabend Bescheid, deutlich seltener Tabak, Alkohol, Cannabis sowie andere illegale Drogen als Jugendliche, deren Eltern keine Kenntnis von ihrem Aufenthaltsort haben. Dieser Zusammenhang besteht unabhängig vom Alter, Geschlecht, sozioökonomischem Status, der Familienstruktur oder der Qualität der Beziehung in der Familie und mit Freunden (Gmel, Gerhard et al., 2009; Tornay et al., 2013). Zudem verkehren Jugendliche mit stärkerer Beaufsichtigung durch die Eltern mit weniger Peers, die konsumieren, womit der negative Einfluss von konsumierenden Peers abgeschwächt wird (Tornay et al., 2013).
- Die Qualität der Beziehungen in der Familie hat eine protektive Wirkung. Es gibt Hinweise darauf, dass die Zeitdauer, welche Jugendliche mit der Familie verbringen sowie die Qualität der Beziehung zu den Eltern eine protektive Wirkung mit Blick auf das Konsumverhalten der Jugendlichen haben, und dies insbesondere, wenn Risikofaktoren wie konsumierende Peers vorhanden sind (Danielsson et al., 2011). Auch Gosebruch et al. (2003) zeigen, dass Jugendliche mit der höchsten Aufmerksamkeit durch Eltern die geringste Tabaknutzung aufweisen.

3.2. Bildung

Bildungsmoratorium – Bildungsexpansion – Optimierungsmoratorium

Bildung nimmt in modernen Gesellschaften eine zentrale Stellung ein, entsprechend ist die Bildungsexpansion ein universelles Phänomen und eine der bedeutendsten gesellschaftlichen Entwicklungen. In der Schweiz wird die seit den 1950er Jahren stattfindende Bildungsexpansion als vergleichsweise gering und in ihrer Dynamik „träge“ bezeichnet: „Ihre Struktur entspricht in keiner Weise den modernisierungstheoretischen Vorstellungen einer „Bildungsrevolution“, sondern eher der einer graduellen Höherqualifikation infolge sukzessiver Umschichtungen von einer in die nächsthöhere Bildungsstufe“ (Becker & Zangger, 2013: 439). Die Anhebung des Bildungsstandes ging bis 1990 mit einer Abnahme herkunftsbedingter Ungleichheiten beim Zugang und Erwerb von Bildung einher, seit 2000 nehmen die Bildungsungleichheiten allerdings wieder zu (Becker & Zangger, 2013: 443).

Mit der Schulpflicht und der Expansion der höheren Bildung entstand bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts ein „Bildungsmoratorium“. Jugendliche wurden dabei von Arbeitsverpflichtungen und gesellschaftlichen Verpflichtungen weitgehend freigestellt.

Bildung gewinnt in der heutigen Zeit mehr und mehr an Bedeutung. Die Schule ist dabei allgegenwärtig und mächtig, wobei die Institution Schule sich nur sehr träge den gesellschaftlichen Anforderungen anpasst. Sozioökonomische Unterschiede schlagen sich auf die Schulleistung nieder, und die Unterschiede vergrössern sich im Verlauf der Schulkarriere.

Dies ist die Grundlage einer eigenen Jugendzeit als Zeit zwischen jüngerer Kindheit und Erwachsensein, die der Bildung und Ausbildung gewidmet ist. Dieses Moratorium dient dazu, die Heranwachsenden in pädagogischen Kontrollräumen zu formen und zu erziehen mit dem Ziel, als Erwachsene die anfallenden Lebensaufgaben kompetent zu meistern (Helsper, 2015).

Im Zuge der Bildungsexpansion wurden Kindheit und Jugend zunehmend verschult. Jugendliche behalten länger den Status des Schülers, der Schülerin, so dass Jungsein immer mehr Schülerinsein und Schülersein bedeutet. So wurde Bildung und Lernen zu einem zentralen Merkmal für das Verständnis von Kindheit und Jugend (Böhnisch, 2001, Hurrelmann & Quenzel, 2013, Ferchhoff, 2011). Das jugendliche Bildungsmoratorium veränderte sich dabei in den letzten Jahrzehnten „*vom Bildungsprivileg zum Bildungszwang*“ (Helsper, 2015: 132, [Herv. im Original]), das Auszeit-Modell des Bildungsmoratoriums verwandelte sich in ein Optimierungsmoratorium (Reinders, 2016). Ferchhoff (2011: 335) konkludiert: „In diesem Zusammenhang ist die gesellschaftliche Institution Schule die allgegenwärtige, mächtige und in vielerlei Hinsicht auch lebensprägende Instanz im Jugendalter. Und immer mehr *Lebenszeit* [Herv. im Original] wird von der Schule beschlagnahmt.“

Jugendliche stehen unter einem hohen Erwartungsdruck, da sie am Ende dieses Moratoriums jene Kompetenzen erworben haben sollten, die ihnen „Zugang zur ‚Sonnenseite‘ der Individualisierung möglich machen“ (Hitzler & Niederbacher, 2010: 12). Die Lebenswelt Schule fordert somit Leistung, Langsicht und Selbstdisziplin; Kinder und Jugendliche sollten entsprechend leistungs- und erfolgsorientiert sein (Helsper, 2015). Gleichzeitig sind Lebenswege wenig vordefiniert, und Jugendliche müssen für sich selber entscheiden, welche Kompetenzen für ihre persönlichen Lebensziele wichtig sind und wie sie diese erwerben können. Sie stehen vor Fragen wie: Ist mir eine berufliche Karriere wichtig? wenn ja: Welche soll das sein, und welche Ausbildung ist dafür notwendig? Will ich in Zukunft eine Familie gründen? wenn ja: Wann? Wie wichtig ist mir meine Freizeit? In Beantwortung solcher Fragen müssen sie sich für eine Variante der Lebensführung entscheiden, obwohl die Konsequenzen solcher Entscheidungen immer weniger (verlässlich) voraussehbar sind und es an Vorbildern (hinlänglich) gelingender ‚Normalbiografien‘ mangelt (Hitzler & Niederbacher, 2010: 13). Kinder und Jugendliche werden damit zum „unternehmerischen Selbst“ respektive zum „eigenverantwortlichen Lernselbst“, das sich innerhalb der vielfältigen Bildungsmöglichkeiten orientieren muss, und das zunehmend auch im Unterricht das eigene Lernen selbstständig und eigenverantwortlich zu managen hat (Helsper, 2015: 136).

Bedeutung der Herkunftsfamilie für Bildungserfolg

Bei dieser Aufgabe haben die Eltern einen hohen (direkten und indirekten) Einfluss. Ein (enger) Zusammenhang zwischen dem elterlichen Bildungsgrad und dem schulischen Erfolg ihrer Kinder ist ein gesicherter Befund der Bildungsforschung. So haben in Deutschland beispielsweise 62.5 Prozent der Eltern von Gymnasiastinnen und Gymnasiasten die Fachhochschul- oder Hochschulreife gegenüber 7.2 Prozent mit Hauptschulabschluss (Autorengruppe Bildungsberichterstattung, 2016)³. Auch Armut hat deutliche Auswirkungen auf den Bildungserfolg: Von Armut betroffene Kinder haben nur erschwerten Zugang zu Bildungsangeboten, „auch weil sich im ‚Teufelskreis der Armut‘ bei ihnen oft ein ‚Minderwertigkeitskomplex‘ ausbildet, der sich als

³ Siehe die Daten unter <http://www.bildungsbericht.de/de/datengrundlagen/daten-2016>, Tabelle B4-8web)

Partizipationsbenachteiligung (sic!) über Generationen vererbt“ (Brenner, 2016: 230). Dabei wirkt das Einkommensniveau nicht direkt auf unterschiedliche Bildungserfolge, Effekte wie beispielsweise verringerte Möglichkeiten von Nachhilfe sind demnach statistisch gesehen nicht entscheidend für die Bildungsunterschiede (Boll & Hoffmann, 2015). Elterliche Arbeitslosigkeit hat negative Effekte auf den Bildungserfolg der Kinder (ebd.).

Nicht zu vernachlässigen ist der Einfluss der Eltern als Rollenmodelle. So verringert beispielsweise ein hoher Umfang an mütterlicher Hausarbeit die Bildungserfolge von Töchtern (Boll & Hoffmann, 2015).

Für die Schweiz lässt sich nachweisen, dass die unterschiedlichen Lernausgangslagen bei Schuleintritt weitergeführt werden und sich die Leistungsunterschiede teilweise vergrössern (SKBF, 2014: 80). Laut der Zürcher Lernstandserhebung besteht bei Schulbeginn zwischen sozial privilegierten und benachteiligten Schülerinnen und Schülern ein Leistungsabstand beim Lesen, der einem halben Schuljahr entspricht. Dieser vergrössert sich bis zum Ende der Primarschulzeit auf einen Leistungsabstand, der anderthalb Schuljahren entspricht. Beim Rechnen sind die Leistungsunterschiede bei Schuleintritt geringer, zum Ende der Primarschulzeit entspricht der Leistungsabstand einem Schuljahr (Moser et al., 2011, Bildungsdirektion Kanton Zürich, 2014: 13f.). Zusätzlich werden laut der Zürcher Lernstandserhebung sozial benachteiligte Schülerinnen und Schüler tiefer benotet und treten leistungsstarke Schülerinnen und Schüler aus privilegierten Verhältnissen deutlich häufiger in ein Langzeitgymnasium ein als vergleichbar leistungsstarke Schülerinnen und Schüler aus benachteiligten Verhältnissen (siehe auch SKBF, 2014).

Bedeutung von Bildung für Jugendliche und Stressempfinden

Schule und Ausbildung haben für Kinder und Jugendliche eine hohe Bedeutung. So gaben in der Juvenir-Studie IV 91 Prozent aller Befragten an, es sei für sie sehr wichtig oder wichtig, in Schule/Studium/Ausbildung/Beruf gut zu sein oder Erfolg zu haben. Nur etwa einem Prozent der Jugendlichen war der Erfolg bei der eigenen Tätigkeit eher oder vollkommen unwichtig (Knittel et al., 2015: 16). Gleichzeitig mag nur eine Minderheit der Jugendlichen in der Schweiz die Schule⁴ (Inchley et al., 2016), und Schule und Ausbildung sind die Hauptquelle von Stress und Überforderung, wie Abbildung 2 zeigt. Die Anforderungen in privaten Lebensbereichen (gut aussehen, im Freundeskreis anerkannt werden oder gute Leistungen in Sport und Hobbys erbringen) setzen Jugendliche dagegen erheblich seltener unter Stress.

Nur eine Minderheit der Jugendlichen mag die Schule, viele fühlen sich gestresst und überfordert.

⁴ Ein gutes Viertel der 11-Jährigen in der Schweiz mag die Schule (Durchschnitt der untersuchten 29 europäischen Länder: 41 Prozent), bei den 15-Jährigen sind dies noch ca. 15 Prozent (Länderdurchschnitt 23 Prozent) (Inchley et al., 2016: 52).

Frage: Wie häufig fühlen Sie sich in den folgenden Bereichen gestresst oder überfordert?

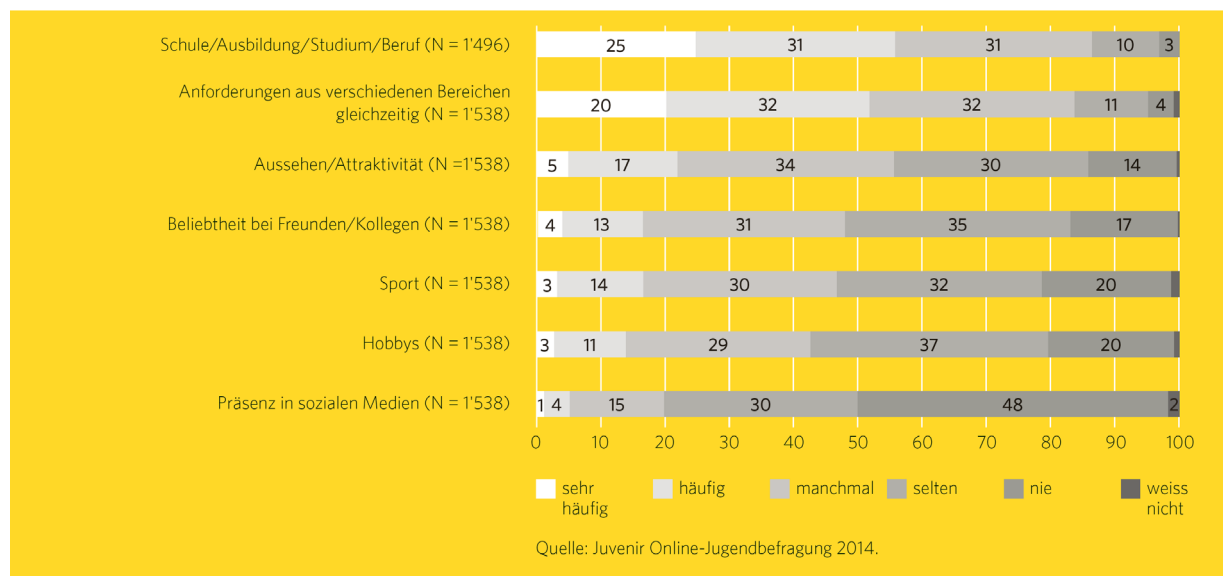


Abbildung 2: Stressempfinden durch Schule/Ausbildung (Knittel et al., 2015: 12)

Schule als Peerort

Die Lebenswelt Schule ist gleichzeitig ein Ort altershomogener Gruppen und damit ein Peerort. Die Peerwelten mit ihren eigenen Orientierungen sind in der Schule anwesend und durchkreuzen die schulische Lern- und Leistungsrationale je nach Peerorientierung teilweise in hohem Mass (Helsper, 2015). Auch hier werden wiederum die verschiedenen Orientierungen Jugendlicher sichtbar und führen zu unterschiedlichen Dynamiken. Bei bildungsfernen Jugendlichen, welche schulischen Anforderungen oppositionell und fremd gegenüberstehen, verstärkt eine bildungsferne Peergroup diese Haltung. Für Jugendliche, welche sowohl erlebnisorientiert als auch leistungsorientiert sind, kann die Vereinbarung von beidem eine Herausforderung darstellen. Zukunftsorientierte Schülerinnen und Schüler ohne Gegenwartsorientierung (die sogenannten „Streber“) identifizieren sich mit den Anforderungen eines eigenverantwortlichen Lernselbst (Helsper, 2015). So kommt es innerhalb von Schulen zu Gruppenbildungen, welche sich an der Differenz zwischen Streber und Coolen formen.

Bildung und Tabakkonsum Jugendlicher

Eine Reihe von Studien prüft die Hypothese, dass geringe Bildung und ein niedriger sozioökonomischer Status die Raucherinnen- und Raucherraten erhöhen. In der Allgemeinbevölkerung finden sich in den niedrigeren Bildungsschichten deutlich mehr täglich Rauchende, verglichen mit Personen mit mindestens einem Maturitätsabschluss (Gmel, Gerhard et al., 2016). Bei Jugendlichen ist ähnliches festzustellen (Hornung, 2008). Auch in den Daten des Tabakmonitorings für die Jahre von 2001 bis 2006 zeigt sich ein inverser Zusammenhang mit dem Bildungsniveau der 16- bis 19-Jährigen: Im Jahre 2006 rauchten 37 Prozent der Berufslernenden, bei den Absolventinnen und Absolventen des Gymnasiums waren es 20 Prozent. Auch die länger zurückliegende Studie „Swiss multicenter adolescent survey on health“ SMASH 2002 (Narring et al., 2004) zeigt einen deutlichen Unterschied im Rauchverhalten zwischen Berufslernenden und Schülerinnen und Schülern. So bezeichneten sich im Vergleich mit Berufslernenden zwischen einem Drittel und der Hälfte weniger Schülerinnen und Schüler als regelmässige Rauchende. Aktuelle Daten aus Deutschland bestätigen, dass sich hieran nicht viel verändert hat: „Der

Niedriger sozialer Status und niedrige Bildung erhöhen das Risiko, täglich zu rauchen. Der frühe Einstieg in das Rauchen erhöht seinerseits die Wahrscheinlichkeit zu niedrigen Bildungsabschlüssen. Es besteht eine komplexe Wechselwirkung.

Vergleich der Daten aus der KiGGS-Basiserhebung mit den Daten aus KiGGS Welle 1 zeigt, dass immer weniger Jugendliche in Deutschland rauchen. Innerhalb von rund sechs Jahren ist der Anteil der aktuellen Raucher von 20,4% auf 12,0% zurückgegangen. [...] Der tägliche Tabakkonsum hingegen ist auch in KiGGS Welle 1 weiterhin eng an den sozialen Status der Jugendlichen geknüpft: Je niedriger der soziale Status, desto größer ist der Anteil der Jungen und Mädchen, die täglich rauchen“ (Kuntz & Lampert, 2016: 26). Jugendliche mit niedrigem sozioökonomischem Status zeigen zudem einen früheren Rauchbeginn (Hiscock et al., 2012). In der internationalen HBSC-Studie hingegen hat der Wohlstand der Familie insgesamt keinen Zusammenhang mit dem wöchentlichen Rauchen. Für die Schweiz steht der Wohlstand der Familie bei den Jungen in Zusammenhang mit einem späteren Rauchbeginn; bei den Mädchen spielt der Wohlstand der Familie keine Rolle in Bezug auf frühen oder späteren Rauchbeginn (Inchley et al., 2016). Eine finnische Längsschnittstudie (Paavola et al., 2004) zeigt, dass ein früher Einstieg in das Rauchen wiederum einen Einfluss auf das später erreichte Bildungsniveau hat. Jugendliche, die bereits im Alter von 13 Jahren mit dem Rauchen begonnen hatten, hatten im Alter von 28 Jahren Bildungsabschlüsse auf geringerem Bildungsniveau erreicht als Jugendliche, welche in höherem Alter mit dem Rauchen begonnen hatten.

3.3. Peers: Freundschaften, Cliques, informelle Gruppen

Bedeutung von Freundschaften mit Gleichaltrigen für Jugendliche

Gleichaltrige sind für die soziale Entwicklung von Kindern und Jugendlichen in eigenständiger und zentraler Weise wichtig. Im Umgang mit Gleichaltrigen entwickeln Kinder und Jugendliche ein Verständnis für individuelle Eigenheiten von anderen und sich selbst und lernen Regeln von Kooperation und Konfliktlösung (Youniss, 1980). Zusätzlich erhalten Jugendliche in der instabilen Übergangssituation zwischen Kindsein und Erwachsensein durch Gleichaltrige die Möglichkeit der emotionalen Stabilisierung und Geborgenheit (Hornstein, 2001: 40f.).

Die „beste Freundin“ bzw. der „beste Freund“ ist für Jugendliche seit den 1950er Jahren immer selbstverständlicher geworden. Während in den 1950er Jahren 64% der Jugendlichen unter 20 Jahren angaben, eine Freundschaft zu pflegen (Hurrelmann & Quenzel, 2013), trafen im Jahr 2012 89% der befragten Jugendlichen ihre Freunde täglich oder mehrmals pro Woche (Willemse, Isabel et al., 2012: 10, siehe auch Haring, 2011: 106). In der Schweiz trifft sich ungefähr ein Viertel der Jugendlichen täglich mit seinen Freunden.

Neben engen Freundschaften mit ausgewählten Personen (dem „besten Freund“, der „besten Freundin“) pflegen viele Jugendliche lockere Beziehungen in Gleichaltrigengruppen, häufig als „Cliquen“ bezeichnet (Haring, 2011).

Scherr (2010: 75) definiert Cliquen als Kommunikations- und Interaktionsnetzwerke, welche auf direkten und relativ dauerhaften Beziehungen zwischen Personen beruhen, deren Mitgliederzahl begrenzt ist, die jedoch ohne formelle Zugehörigkeits- und Mitgliedschaftsregulierung und ohne explizite Rollen oder Hierarchien auskommt. Cliquen kennzeichnen sich laut Scherr (ebd.) durch mehrere Aspekte: In Cliquen können grundsätzlich alle Anliegen und Interessen eingebracht werden, es ist aber auch legitim, bestimmte Themen auszuklammern (Offenheit resp. *Unbestimmtheit der Themen*); eine Clique lebt vom gegenseitigen Interesse an Treffen und Gesprächen (*Adressierbarkeit und Unmittelbarkeit*); in einer Clique müssen alle erwarten können, dass die eigenen

Die Bedeutung der Freundschaften mit den Gleichaltrigen nimmt für Kinder und Jugendliche zu. Dabei entstehen Gruppen, die eine ingroup-outgroup Dynamik charakterisiert. Innerhalb der Gruppe wird Gleichheit betont, zu anderen Gruppen findet Abgrenzung statt.

Erwartungen an die anderen nicht enttäuscht werden (*Vertrauensvorschuss*); durch die informelle Gruppenzugehörigkeit ist ein Gruppenwechsel relativ einfach machbar und sind Hierarchien in besonderer Weise legitimationsbedürftig, und sie verändern sich häufig (*prekäre Hierarchien*).

Cliquenidentitäten

Cliquen grenzen sich somit in einer doppelten ingroup-outgroup Dynamik ab. *Innerhalb* einer Gruppe wird die Gleichheit betont und in einem interaktiven Prozess die eigene Identität an vorgegebene, aber auch mitentwickelte („kulturelle“) Gruppenstandards angepasst (Quensel, 2010: 271). Als Leitidee gilt der ‚Geschmack‘, das, was jeweils ‚in‘ ist:

„Geschmack ist [...] das Bindeglied für Gruppenidentitäten. Nur den FreundInnen trauen Jugendliche [...] einen ‚ähnlich guten Geschmack‘ zu, was das modische Outfit betrifft. [...] Über gemeinsame Stilensembles wird eine Homologie der Gruppe hergestellt.“ (Gaugele, 2003: 35)

Die ingroup-outgroup Dynamik entfaltet sich *zwischen den verschiedenen Cliquen* in einer Abgrenzung zu anderen Gruppen, in Konkurrenz und teilweise in unterdrückter wechselseitiger Bewunderung. Zwischen den verschiedenen Gruppen (innerhalb einer Schulklasse, einem Schulhaus, einem Quartier...) wird darum gerungen, was gerade ‚in‘ ist. Auf diese Weise akzentuieren und stilisieren die einzelnen Gruppen ihre eigenen Gruppenstandards (Quensel, 2010: 272).

Das Ausmass der Abgrenzung von anderen Gruppen ist je nach Clique unterschiedlich. Wetzstein (2005: 205f.) unterscheidet verschiedene Cliquentypen mit jeweils unterschiedlichen Zugehörigkeitsmustern. Bei den „Normalos“ hat die Clique keine hohe Bedeutung; die Clique ist ein sozialer Bezugspunkt neben weiteren. In den „geborgenheitsorientierten Cliquen“ besteht eine enge Gruppenbindung und ein intensives Gemeinschaftserlebnis, welches oftmals familiäre Defizite kompensiert. „Interessensorientierte Cliquen“ charakterisieren sich durch geteilte Interessen und gemeinsame Ziele; die Clique bietet die Möglichkeit, sich zu „verwirklichen“. Manche Jugendliche sind ständig auf der Suche nach Abwechslung und neuen Erfahrungen, entsprechend oft wechseln sie die Cliquen („fluide Zugehörigkeiten“). Jugendliche mit „prekärer Zugehörigkeit“ sind randständig, sie sind sozusagen diejenigen in einer Clique, welche sonst nirgends dazugehören.

Verbreitung von Cliquenzugehörigkeiten

Cliquen gewannen laut vorhandener empirischer Daten stark an Bedeutung: Waren zu Beginn der 1960er Jahre 16% der Jugendlichen Mitglied einer Clique, so stieg dieser Anteil auf 71% im Jahr 2010 (Shell Deutschland Holding, 2011: 82). Jugendliche organisieren sich vor allem in der mittleren Adoleszenz, im Alter zwischen 16 und 18 Jahren in Cliquen. Die Cliquenzugehörigkeit nimmt bis zu diesem Zeitpunkt stetig zu und geht anschliessend – bei Jungen schneller, bei Mädchen etwas verlangsamt – kontinuierlich zurück (Harring, 2011: 109). Jugendliche mit Cliqueneinbindung haben deutlich mehr Freunde und Bekannte als Jugendliche ohne Clique und mehr gemischtgeschlechtliche Beziehungen, und sie erlebten mehr Spass (z.B. Quatsch machen, Streiche spielen) als Jugendliche ohne Cliqueneinbindung (Uhlendorff & Oswald, 2003).

Ecarius (2012) betont, dass erstens nicht alle Jugendlichen einer Clique, einer Jugendkultur oder Szene zugehören, und dass zweitens die Erfahrungen mit Gleichaltrigen von positiv bis negativ gehen. So gehören nicht nur Spass haben und Zugehörigkeit zur Erfahrung mit

Peers, sondern auch Ausgrenzung und Gewalt. Labeling-Prozesse, Stigmatisierung und Selbststigmatisierung sind in Interaktionen mit Peers genauso vorzufinden wie positive und unterstützende Erfahrungen. Auch negative Erfahrungen sollten als Lernprozesse in den Blick genommen werden: So können aggressives Verhalten und eine damit verbundene Wahrnehmung von Stärke und Selbstwirksamkeit sich zu Habitusstrukturen verfestigen, von denen sich manche Jugendliche dann auch nur noch schwer distanzieren können. Gewalterfahrungen als Opfer können zu Verunsicherung, Ängsten und dem Verlust von Selbstwirksamkeit führen. Somit können im Peerkontext auch beeinträchtigende Handlungsmuster gelernt werden.

Freundschaften mit Gleichaltrigen und Tabakkonsum Jugendlicher

Der Einfluss von Peers und Freunden auf den Substanzkonsum von Jugendlichen ist in der internationalen Literatur vielfach beschrieben (Allen et al., 2012; Danielsson et al., 2011; Eschmann et al., 2011; Hahm et al., 2012; Kendler et al., 2011; McKay & Cole, 2012; Ramirez et al., 2012; Song et al., 2012; Teunissen et al., 2012; van Hoof et al., 2012; Zimmerman & Vasquez, 2011). In einer longitudinalen Untersuchung aus den USA mit 13- bis 16-Jährigen war der Substanzkonsum der Peers im Alter von 15 ein signifikanter Prädiktor des Substanzkonsums im Alter von 16 Jahren (Allen et al., 2012). Der Einfluss der Peers war besonders stark bei ungünstigen familiären Bedingungen (Mangel an Autonomie, geringe Unterstützung durch die Mutter) (Allen et al., 2012).

Mit steigendem Alter orientieren sich Jugendliche beim Thema Substanzkonsum auch an Gleichaltrigen (Palentien & Haring, 2010: 371). Das Rauchen wirkt dabei erstens als ein soziales Selektionsmittel in dem Sinn, dass Jugendliche jene Peers favorisieren, die eine vergleichbare Einstellung zum Rauchen haben. Zweitens wirkt das Rauchen in der Interaktion als sozialer Verstärker (Palentien & Haring, 2010).

Laut der KIGSS-Studie besteht ein hoher Zusammenhang zwischen dem Rauchstatus der Freunde und dem Tabakkonsum Jugendlicher (Lampert, 2008). Jugendliche, welche oft mit Substanzen konsumierenden Freunden zusammen sind, erhöhen ihren eigenen Substanzkonsum (McDonough et al., 2016). Dabei spielt es keine Rolle, ob alle oder nur einige Peers rauchen (Harakeh & Vollebergh, 2013). Der Einfluss von ‚reziproken‘ Freundschaften ist dabei höher als der von ‚nicht reziproken‘, in welchen nur eine der beiden Parteien von Freundschaft berichtet (Fujimoto & Valente, 2012). Des Weiteren begünstigen ein hohes Budget, ein spassorientierter Lebensstil (Partys und Drogenkonsum) und ein hoher Anteil an Rauchern unter den Gleichaltrigen einen Rauchbeginn (Wimmer, 2013: 221). Aber auch ein Aussenseiterstatus geht mit einer höheren Rauchwahrscheinlichkeit einher (Aloise-Young & Kaeppler, 2005). Übereinstimmend fanden Eschmann et al. (2011), dass eine geringe Akzeptanz durch Peers ein Risikofaktor für problematischen Substanzkonsum ist (Eschmann et al., 2011).

Die Forschung zu Peereinflüssen bei Substanzkonsum wurde dahingehend kritisiert, korrelative Zusammenhänge würden kausal interpretiert, ausserdem seien Fremdeinschätzungen zum Rauchverhalten von Freunden unreliabel. In qualitativen Studien sei in Bezug auf einen Einstieg ins Rauchen selten von Peerdruck die Rede (Arnett, 2007). So verspüren Jugendliche nach eigenen Aussagen wenig Konformitätsdruck, da sie je nach Bedürfnissen unterschiedliche Kontexte wählen können (z.B. mit rauchenden Freunden abhängen, wenn man selber das Bedürfnis nach rauchen hat) (Denscombe, 2001). Ausserdem ist zu berücksichtigen, dass sich Mitglieder von Peer-Gruppen in vielen Aspekten ähneln – (Nicht-)Rauchen ist hierbei nur ein Aspekt, und (Nicht-)Rauchen kann nicht per se als entscheidender Faktor hinter der Mitgliedschaft betrachtet werden:

Rauchende Peers beeinflussen das Rauchverhalten von Kindern und Jugendlichen. Es werden Peers ausgewählt und gesucht, die ähnliches Verhalten – unter anderem auch in Bezug auf das Rauchen – haben. Gleichzeitig finden Sozialisationsprozesse mit einer Anpassung des Verhaltens an die Peernorm statt.

„So far as young people are concerned, smoking is just one thing amongst many, with no special importance which marks it out from all other considerations when it comes to the choice of friends.“ (Denscombe, 2001: 10).

„Time and again, the young people were at pains to argue that they were free agents and that no one forced them to do things they did not want to do.“ (Denscombe, 2001: 18)

Unterschieden werden müssen zwei Effekte, nämlich Peerauswahl (sich zu Peers hingezogen fühlen, welche ein ähnliches Substanzkonsumverhalten haben) und Peersozialisation (das eigene Verhalten an das Verhalten der Peers und der Gruppennormen anpassen). Beides ist nachweisbar (Green, Harold D. et al., 2013). Die Peerauswahl ist mit Bezug auf Substanzkonsum ein stabiler Faktor, während der Sozialisationsfaktor weniger eindeutig nachgewiesen werden kann (McDonough et al., 2016, zu Tabakkonsum verweisend auf Mercken et al., 2010 und Schaefer et al., 2012).

Mit Blick auf Peersozialisation können nochmals verschiedene Formen des Einflusses unterschieden werden. So können Jugendliche andere Jugendliche offen unter Druck setzen (z.B. in einer Studie aus Südafrika: Hendricks et al., 2015) oder offen anspornen, ihren Eltern nicht zu gehorchen und gefährliche Verhaltensweisen auszuüben. Eine offene Druckausübung ist jedoch selten; wenn sie auftritt, dann bei männlichen Jugendlichen, für welche Substanzkonsum als Ausdruck von Männlichkeit gilt (Arnett, 2007). Alltäglicher ist eine indirekte Rolle der Peers. So erzählen Jugendliche, dass sie zu rauchen begannen, weil sie hofften, so stärker von ihren rauchenden Freunden akzeptiert zu werden, auch wenn diese nichts Entsprechendes angedeutet hatten. Arnett (2007) schliesst daraus, dass ein Rauchbeginn, um in eine Gruppe hineinzupassen, eher selbstinitiiert und keine Reaktion auf einen drohenden Ausschluss ist.

Je starrer allerdings die Grenzen zwischen rauchenden und nichtrauchenden Gruppen sind und je wichtiger das (Nicht-)Rauchen als Abgrenzungsmerkmal zwischen den Gruppen dient, umso höher ist die Konformitäts-Forderung und umso geringer ist der Spielraum für Gruppenmitglieder, über ihr (Nicht-)Rauchen zu entscheiden. Lloyd/Lucas (1998) interviewten Gruppen von Raucherinnen und Nichtraucherinnen, die sich explizit über das (Nicht-)Rauchen definierten. Nichtraucherinnen-Gruppen betrachteten Raucherinnen als aggressiv neue Mitglieder werbend und das Rauchen als eine hoch ansteckende soziale Krankheit, welche ihre Loyalität zu den Freunden und die Gruppenidentität in Frage stellte. Unter diesen Prämissen wurden Gruppenmitglieder, die zu rauchen begannen, aus der Gruppe ausgestossen. Man könnte sagen, dass die Nichtrauchergruppe ihre Abweichler sprichwörtlich in die Arme der ‚bösen‘ Peer-Gruppe der Raucherinnen trieb (Quensel, 2010). Wenn also das Rauchen respektive Nicht-Rauchen ein zentrales Identitätsmerkmal einer Gruppe ist, so besteht (bei beiden Gruppen!) ein hoher Konformitätsdruck nicht zu rauchen respektive zu rauchen. Es kann gefolgert werden, dass die Auswahl von Freunden und die Anpassung an das Verhalten der Freunde zu einer Homogenität des Tabakkonsums unter Freunden führt. Dies wird noch dadurch verstärkt, dass Jugendliche die Verbreitung des Rauchens in der Gleichaltrigengruppe in aller Regel überschätzen (Bernat et al., 2008).

Das Rauchen kann in der Jugendphase Merkmale von Erwachsensein symbolisieren (Kötters et al., 1996), aber auch von Risiko und Mut (Quensel, 2010: 272). Somit kann Rauchen und Drogenkonsum ein Versuch sein, sich von der Masse der Braven abzuheben. Folgerichtig steigt die Popularität von rauchenden Jugendlichen (Schaefer et al., 2012).

In gegenseitigen Abgrenzungsversuch konsumieren somit die einen Substanzen, weil die anderen diese Substanzen für gefährlich halten, die anderen werden in einer ‚präventiven

Konter-Reaktion' in ihrer ängstlichen, ‚braven und folgsamen‘ Haltung bestärkt. So folgen beide Gruppen kulturellen Leitlinien und besetzen entgegengesetzte Pole: „So werden die ‚Braven‘ immer braver und die ‚Schlimmen‘ immer schlimmer, wobei die Einen den Reiz des Bösen und die Anderen den Lohn der guten Schulnote verdrängen.“ (Quensel, 2010: 272)

Quensel (2010: 272) kritisiert die gegenwärtigen Präventionsbemühungen, sie übernahmen genau diese eindimensionale Sichtweise, dass Peers andere Peers negativ beeinflussten, dass „die >Peergroup< „als aktive ‚Verführergruppe‘“ für „passive ‚Novizen‘, fungiere.

„Was wäre, wenn es nicht die Peergruppe ist, die den Novizen verführt, sondern wenn er oder sie von sich aus diesen Freundeskreis wählten? Oder schlimmer, wenn diese Gruppe sogar als positives Vorbild gälte; oder, kaum auszudenken, wenn ohne solche Gruppen der eigentliche Sozialisationserfolg ins Wanken geriete?“ (Quensel, 2010: 225f.)

3.4. Jugend(sub-)kulturen, Jugendszenen

Das in Kapitel 3.2 diskutierte Bildungsmoratorium führte dazu, dass Jugendliche seit den 1950er Jahren über mehr freie Zeit verfügen. So wird auch von einem „zweigeteilten Jugendmoratorium“ gesprochen: Jugend als „Bildungsmoratorium“ und als „jugendkulturelles Moratorium“, das sich in vielfältigen Jugendkulturen zeigt (Helsper, 2015, Reinders, 2016). Die jugendkulturellen Gestaltungsräume entstanden dabei im Rahmen des Bildungsmoratoriums, da Jugendliche die Schule in altershomogenen Gruppen durchlaufen (Helsper, 2015).

Es findet eine Pluralisierung und Ausdifferenzierung von Jugendkulturen statt, und es kommt zu einem zunehmenden „Szenemix“.

Historische Entwicklung und Definition von Jugendkulturen und Jugendszenen

Im 19. Jahrhundert entwickelten sich bürgerliche und proletarische Jugendkulturen, die zum einen von der gesellschaftlichen Norm abweichende Lebensstile (Alkoholkonsum, sexuelle Freizügigkeit), zum anderen auch modernitätskritisches Verhalten (bspw. naturorientierte Fahrten im Wandervogel) zeigten (Ferchhoff, 2007). Im 20. Jahrhundert erfolgte eine Pluralisierung von Jugendkulturen insbesondere entlang der Differenzierung von Musikstilen des Blues, Jazz, Folks und Rocks (vgl. www.jugendkulturen.de). Im Zuge des verstärkten Individualisierungsprozesses der 90er Jahre des 20. Jahrhunderts vermehrten und differenzierten sich „Jugendszenen“ als lokale Manifestationen von Jugendkulturen (Ferchhoff, 2007: 192f.).

Szenen sind „eine Form von lockerem Netzwerk; einem Netzwerk, in dem sich unbestimmt viele beteiligte Personen und Personengruppen vergemeinschaften. In eine Szene wird man nicht hineingeboren oder hineinsozialisiert, sondern man sucht sie sich aufgrund irgendwelcher Interessen selber aus und fühlt sich in ihr eine Zeit lang mehr oder weniger ‚zu Hause‘.“ (Hitzler & Niederbacher, 2010: 15f.)

Ferchhoff (2007: 200) spricht von einem zunehmenden „Szenemix“: „Hinzu kommt allerdings, dass alles, schon allein durch die vielen Imitationen und Revivals immer mehr, immer widersprüchlicher, (binnen-)differenzierter, variantenreicher, flexibler, gemixter und gesampelter wird“. Damit kann seit den 90er Jahren kaum mehr von einer einheitlichen Jugendgeneration gesprochen werden, da aufgrund von Entstrukturierung, Pluralisierung und Ausdifferenzierung von Jugendkulturen, die Homogenität einer Jugendgeneration fraglich geworden ist (Hugger, 2010: 14).

Der Begriff *Jugendkulturen* wird seit den 1990er Jahren nicht mehr (wie in den 1960er und 1970er Jahren) als generationelle Subsysteme von Klassenkulturen verstanden, sondern als eigenständige Kulturform Jugendlicher, als „freizeitliche Gesellungsformen von Jugendlichen als Bestandteil einer Übergangsphase“ (Pfadenhauer & Eisewicht, 2015: 291), als „vielfältig differenzierte Freizeitwelten, an denen Jugendliche im Normalfall teilhaben und die eher von der Begeisterung ihrer Mitglieder leben, als von der Abgrenzung gegenüber einer dominanten Kultur“ (Hoffmannn, 2015: 254). Der Begriff *Jugendkulturen* betont Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung und beinhaltet eine gewisse Toleranz für abweichendes Verhalten: „Unter dem Signum von ‚Jugendkultur‘ wird Jugendlichen das ‚Recht‘ eingeräumt, anders sein zu dürfen als es in der Erwachsenenkultur erwartet wird“ (Pfadenhauer & Eisewicht, 2015: 292). Die Welt der Jugendkulturen ist heterogen. Jugendkulturen sind nicht zwingend widerständig gegen die Gesellschaft, sondern können gesellschaftlich verankert sein (Pfadenhauer & Eisewicht, 2015: 292).

Der Begriff der *Szene* (ab den 2000er Jahren verwendet) meint ein lockeres soziales Netzwerk unbestimmter Grösse von Personen aufgrund eines gemeinsamen Interesses.⁵ Der Begriff betont die individuelle freie Entscheidung zur Zugehörigkeit. Da weder eine formale Mitgliedschaft noch ein bindendes Bekenntnis verlangt wird, nehmen Zeichen, Symbole und Rituale eine zentrale Rolle ein: Der spezifische ‚Lifestyle‘ mit eigenen Begrifflichkeiten, mit Ritualen und Umgangsformen, zentralen Treffpunkten und Kleidungsmerkmalen macht die Zugehörigkeit und das ‚Wir‘ sichtbar und erfahrbar (Pfadenhauer & Eisewicht, 2015, Hoffmannn, 2015: 254). Die Szenezugehörigkeit wird somit laufend situativ hergestellt. Die sozialen Beziehungen in Szenen sind relativ unverbindlich (Pfadenhauer & Eisewicht, 2015: 293). Identifikation und Integration finden in Szenen somit über kollektive Selbststilisierung, über (jugend-)kulturelle Codes, Medien und Accessoires statt (Pfadenhauer & Eisewicht, 2015, Hitzler et al., 2010). Hierzu kann auch deviantes Verhalten wie beispielsweise Rechtsextremismus gehören (Hafeneger et al., 2001). (Jugend-)Szenen werden als teilkulturelle Formationen der Gesellschaft, und nicht lediglich als Teil von Jugend, verstanden. Beim Begriff der *Szene* interessiert nicht die Abgrenzung zu einer Erwachsenenkultur, sondern die Abgrenzung von anderen Szenen (Pfadenhauer & Eisewicht, 2015: 294).

Jugendkulturen und Jugendszenen bieten Heranwachsenden Chancen zur Ablösung von den Eltern, Möglichkeiten zur Identitätsbildung und Erfahren von Gemeinschaft. Jugendkulturen können eine Form von Gegenwelt zur Welt von Institutionen wie Schule oder Arbeit bieten (Hornstein, 2001).

Hornstein (2001) versteht Jugendszenen respektive Jugendkulturen (er verwendet die Begriffe synonym) als reaktive Ausbildung einer subkulturellen Gegenwelt, als Ausdruck gesellschaftlicher Ohnmacht und Rückzugsfeld für Gruppen ohne Machtzugang. In vergleichbarer Weise beschreibt Karstedt (1975) die Entstehung von jugendlichen Subkulturen als vierstufigen, reaktiven, gesellschaftlichen Produktionsprozess:

1. Abweichung von Werten und Normen Jugendlicher (bspw. von der Lebensform des integrierten Jugendlichen),
2. Strategien herrschaftlicher Gruppen (z.B. Kriminalisierung, Soziale Kontrolle durch Behörden, Soziale Arbeit),

⁵ Wobei die Begriffe Jugendkulturen und Jugendszenen uneinheitlich und teilweise als Synonyme verwendet werden.

3. reaktive Problemlösungsstrategien der Randgruppen (z.B. Konfliktsubkultur, Rückzugssubkultur),
4. Selbstbild und Rollenverhalten innerhalb der Subkultur (z.B. strikte Einordnung, Identifizierung).

Mit der Auffassung der Entstehung von Jugendkulturen bzw. -szenen als Reaktion auf unterlegene Machtpositionen Jugendlicher lassen sich insbesondere deviante Verhaltensweisen in jugendlichen Subkulturen (bspw. Skins, Drogensubkulturen) nachvollziehbar erklären. Inwiefern aber alle jugendkulturellen Erscheinungen als reaktiver Ausdruck einer Distanzierung bzw. Ablehnung von der Mainstreamkultur der Erwachsenen zu verstehen sind oder z.T. auch eigenlogische, aktive und kreative jugendkulturelle „Selbstschöpfungen“ darstellen, ist Gegenstand soziologischer Diskussionen (Helsper et al., 2015). Hagedorn (2008: 11) argumentiert, dass Jugendkulturen zwar schon immer Protest- und Widerstandskulturen gewesen seien, aber auch der „innovative und sinnvolle Beitrag zur Gestaltung von Welt“ der Jugendkulturen berücksichtigt werden müsse. Jugendkulturelles Handeln kann deshalb nicht nur als Protesthandeln, sondern auch als „kunstvolles Handeln“ angesehen werden (ebd.: 35, vgl. auch Joas, 1996). Im Rückgriff auf Certeau sowie die Cultural Studies führt Hagedorn (2008: 35ff.) aus, dass beispielsweise Konsum nicht nur eine „manipulative Macht von Dominanzkulturen“ ist und Konsumenten entsprechend in die passive Rolle von Beherrschten gedrängt werden, sondern Konsum als eine Form „sekundärer Produktion“ zu verstehen ist und Konsumenten damit listenreich, spielerisch und improvisierend die herrschende ökonomische Ordnung unterlaufen. Mit dem Verschwinden grosser jugendlicher Widerstands- und Protestkulturen im Sinne sozialer Bewegungen müsse der Blick stärker auf die subversiven Taktiken in jugendkulturellen Mikroprozessen gerichtet werden, beispielsweise in „Cyberspace Kulturen“ (ebd.: 39).

Der Stellenwert von jugendkulturellen Phänomenen und die Beziehung zwischen Erwachsenen(-Kultur) und Jugend(-Kultur) haben sich in den letzten Jahrzehnten grundlegend verändert (Ferchhoff, 2011: 366). Jugendkulturelle Phänomene werden zunehmend auch von Erwachsenen übernommen. Aufgrund der explosionsartigen Vermehrung und schnellen Veränderung von Wissen wurden Jugendliche bzw. ihre Szenerepräsentanten zu Leitbildern und Meinungsführern in Bereichen wie Mode, Geschmack, Konsum, Freizeitaktivitäten, Mobilität, Technik und digitale Medien (Ferchhoff, 2011: 368). Jugendlichkeit dient als Metapher für Fitness, Schlankheit, Gesundheit, Schönheit. Jugendlichkeit ist „keine Fragen (sic!) des Alters mehr, sondern schon eher eine Lebenshaltung, ein Habitus“ und wird über jugendliche Lebensstile (Codes und Symbole) ausgelebt (Ferchhoff, 2011: 369). Dadurch werden Jugendkulturen allerdings auch zunehmend kommerzialisiert, bzw. findet eine Kapitalisierung von ursprünglich authentischen gesellschaftskritischen Gestaltungen Jugendlicher statt (bspw. in der Kommerzialisierung des Hip-Hop's nachzuvollziehen, vgl. Ernst (2013)).

Jugendszenen und Tabakkonsum Jugendlicher

Jugendszenen als thematisch fokussierte Gesinnungsgemeinschaften sind nach Hitzler et al. (2010) jeweils um einen thematischen Kern gelagert. So finden sich beispielsweise Sport- bzw. aktivitätsorientierte Szenen wie die Sportkletter-, die Parkour- oder Bodybuilderszene. Sportorientierte Szenen sind leistungsorientiert und betonen die Bedeutung körperlicher und geistiger Gesundheit, um die Konzentration, Koordination und Kraft für die Tätigkeit zu erbringen (www.jugendszenen.com). Laut Ter Bogt et al. (2013) besteht ein allgemeiner Zusammenhang zwischen musikorientierten Jugendszenen

Rauchen ist in verschiedenen Jugendszenen unterschiedlich verbreitet. Szenen kommt eine hohe Bedeutung für den Einstieg in das Rauchen bei.

und abweichendem Verhalten. So seien die Stilpräferenzen für Rock, Heavy Metal, Gothic, Punk, Rhythm and Blues, Hip-Hop und Dance Music (Trance, Techno/Hardhouse) mit erhöhtem abweichenden Verhalten assoziiert, eine Präferenz für Chart Pop, Classic Music und Jazz sei hingegen nicht mit abweichendem Verhalten verbunden. Kunz und Lampert schliessen aufgrund der hohen Bedeutung von Szenen und der Gruppe von Gleichaltrigen für den Einstieg in das Rauchen: „Die Funktionalität des Rauchens im Kontext von Freundeskreisen und Jugendszenen sollte deshalb einen inhaltlichen Schwerpunkt der Tabakprävention im Jugendalter darstellen“ (Kuntz & Lampert, 2016: 270).

Bisher wurde im deutschen Sprachraum nur eine Studie zum Tabakkonsum in Jugendszenen durchgeführt. Die MoSyD Drogentrendstudie 2014 (Werse et al., 2015) stellt aufgrund von „Trendscout“-Befragungen in Jugendszenen Hamburgs fest, dass Alkohol, Nikotin und Cannabis in allen Jugendszenen die verbreitetsten Substanzen sind, in Szenen im Bereich „elektronische Tanzmusik“ sind zudem Speed, Kokain und Ketamin beliebt. Die Gothic Szene wird als mittlerweile vorwiegend musikalisch und modisch orientiert beschrieben, ohne eine besondere Drogenaffinität aufzuweisen (ebd.). Die Schwulenszene zeichne sich zunehmend durch eine Körperkultur aus, die sich an Sport, Fitness und gesunder Ernährung orientiere. Das Flirten auf der Tanzfläche werde durch die Nutzung von Dating-Apps abgelöst. In allen untersuchten Jugendszenen ist laut der Studie eine Zunahme des Konsums von Cannabis, und insbesondere des Mischkonsums von Alkohol und Cannabis, zu beobachten.

In Bezug auf die Nutzung von Tabak in den untersuchten Jugendszenen sind folgende Befunde relevant:

- Der Gebrauch von Tabak in allen Jugendszenen ist leicht rückläufig, wobei aber vermehrt E-Zigaretten konsumiert werden (Werse et al., 2015: 103ff.).
- In der Hip-Hop Szene beispielsweise nimmt mittlerweile Drogenabstinenz (Tabak und Alkohol eingeschlossen) einen besonderen Stellenwert ein (ebd.: 108). Dennoch wird der Anteil der rauchenden Metal-/Hardcore und Hip-Hop Szenegängerinnen und -gänger auf 50% geschätzt (ebd.: 112).
- In Szenen im Bereich „elektronische Musik“ werden zum Teil erhebliche Mengen Zigaretten geraucht, doch vergrössert sich auch in diesen Szenen der Anteil jener, die mit dem Rauchen aufhören wollen, bzw. den Konsum einschränken möchten.
- In den Szenen Punkrock, Party-Untergrund/illegale Partys sowie neuerdings auch Metal/Hardcore gibt es eine deutliche Präferenz für selbstgedrehte Zigaretten (ebd.: 113). Die Gründe sind finanzieller Natur und das alternative Image selbstgedrehter Zigaretten.
- In fünf Szenen wurde eine Verbreitung von E-Zigaretten beobachtet. In der Hip Hop Szene sei mittlerweile ein Abflauen der Nutzung von E-Zigaretten zu beobachten, im Bereich Gothic, Punkrock und Techno eine zunehmende Verbreitung.
- Betreffend Cannabis-Konsum ist eine Zunahme der Nutzung von Vaporisatoren, allerdings aufgrund deren Kosten insbesondere bei älteren Nutzenden, festzustellen. Als Grund wird die weniger gesundheitsschädliche Inhalation angegeben. Noch immer weit verbreitet ist das gesellige Rauchen von Joints, vermehrt auch in der Öffentlichkeit. Dies geht fast immer mit dem Konsum von Tabak einher, welcher dem Cannabis beigemischt wird.

4. Sozialräumliche Aspekte: Wo halte ich mich auf und was mache ich?

Das „jugendkulturelle Moratorium“ bedeutet für Jugendliche Freizeit und Freiräume (vgl. Kapitel 3.2 und 3.4). Die vergleichsweise grossen Freiräume beinhalten nicht zuletzt eine (im Vergleich mit vorhergehenden Generationen) gute Ausstattung mit finanziellen Ressourcen (Hitzler & Niederbacher, 2010: 12). Jugendliche verfügen somit über vielfältige zeitliche und finanzielle Möglichkeiten, ihre Freizeit zu gestalten. Freie Zeit ist somit in enger Weise mit dem Bildungsmoratorium verbunden; diese können als die zwei Seiten einer Medaille betrachtet werden. Mehr noch: Die Freizeit Jugendlicher steht „spätestens seit der Bildungsexpansion mit einem Mal in Konkurrenz zum gesellschaftlich intendierten Zweck der Freisetzung: Freizeit fängt an, mit Bildung um die Ressource Zeit zu konkurrieren. TIMSS und PISA haben dann zu Beginn des 21. Jahrhunderts behauptet, dass Bildung in Deutschland diesen Zwist zu verlieren droht“ (Reinders, 2016: 149).

Freiräume und freie Zeit sind für Jugendliche in hohem Masse verfügbar. Die freie Zeit wird sehr unterschiedlich genutzt. Es sind organisierte von unorganisierten Freizeitaktivitäten zu unterscheiden.

4.1. Freizeitaktivitäten

In der James-Studie 2012 (Willemse, Isabel et al., 2012) wurden als beliebteste Freizeitaktivitäten 12- bis 19-jähriger Jugendlicher in der Schweiz genannt:

1. Handy nutzen: 92% täglich oder mehrmals pro Woche
2. Internet nutzen: 89% täglich oder mehrmals pro Woche
3. MP3 hören: 80% täglich oder mehrmals pro Woche
4. Freunde treffen: 79% täglich oder mehrmals pro Woche
5. Fernsehen: 79% täglich oder mehrmals pro Woche
6. Sport treiben: 62% täglich oder mehrmals pro Woche
7. Ausruhen/nichts tun: 58% täglich oder mehrmals pro Woche

Insgesamt wird bei der Freizeitgestaltung den Gleichaltrigen ein hoher Stellenwert zugesprochen. Die meisten Jugendlichen gehen vielen Freizeitaktivitäten nicht alleine, sondern zusammen mit Peers nach (Harring, 2011). Bei den 15-Jährigen in der Schweiz verbringen 19% der Mädchen und 25% der Jungen täglich ausserhalb der Schulzeit Zeit mit ihren Freunden (Inchley et al., 2016).

In der Shell-Studie 2015 (Shell Deutschland Holding, 2015: 116ff.) werden vier Freizeittypen unterschieden: Die *geselligen* Jugendlichen (30%) fokussieren in der Freizeit auf „sich mit Leuten treffen“, auf Discos, Partys und Feten, auf die Nutzung von sozialen Medien und Fernsehen. Die Jugendlichen dieser Gruppe sind meist über 15 Jahre alt und verteilen sich eher gleichmässig über die Herkunftsschichten. Die *Medienfreaks* (27%) sind v.a. männlich und konzentrieren sich einerseits auf Medienkonsum (z.B. Playstation, DVDs schauen, im Internet surfen), zusätzlich treibt etwa die Hälfte dieser Gruppe aktiv Sport. Medienfreaks verteilen sich über alle Herkunftsschichten. Für die *Familienorientierten* (24%) ist eine wichtige Freizeitaktivität, etwas mit der Familie zu unternehmen. Sowohl der Medienkonsum als auch „rumhängen“ werden selten genannt. Gut die Hälfte trifft sich aber auch gern mit Gleichaltrigen. Zwei Drittel der Familienorientierten sind weiblich. Die *kreative Freizeitelite* (19%) geht unterschiedlichen Freizeitaktivitäten nach: Die Hälfte nennt kreative und künstlerische Aktivitäten, ein Drittel treibt aktiv Sport, mehr als die Hälfte liest Bücher, ein Viertel engagiert sich in Projekten und Initiativen. Seltener als die

anderen Gruppen werden genannt: Internetnutzung, Fernsehen, rumhängen, shoppen. Mehr als jeder zweite dieser Gruppe gehört zur oberen Schicht oder zur oberen Mittelschicht.

Institutionalisierte/organisierte Freizeitaktivitäten von Kindern und Jugendlichen (Vereine, Jugendverbände, offene Jugendarbeit)

Insgesamt nutzen und schätzen viele Jugendliche institutionalisierte Freizeitgestaltung wie z.B. in Vereinen. Institutionalisierte Freizeitangebote werden oftmals als eine ‚sinnvolle‘ Form der Freizeit verstanden, durch welche u.a. kulturelles Kapital erworben wird (DKHW, 2015: 57). Jugendliche haben diesen Anspruch oftmals bereits internalisiert: Sie wählen ein Engagement in formellem Rahmen vermehrt danach, ob es sich längerfristig beruflich oder gesellschaftlich „auszahlt“ und „lohnt“ (Chiapparini & Skrobanek, 2012).

Das Ausmass organisierter Freizeitaktivitäten ist schichtabhängig.

Das Ausmass organisierter Freizeitaktivitäten ist schichtabhängig. Von Kindern aus der untersten Herkunftsschicht sind 42% Mitglied in einem Verein oder einer anderen Gruppe, gegenüber 95% Kindern aus der Oberschicht (vgl. Engels et al., 2011; World Vision Deutschland et al., 2010, Chiapparini & Skrobanek, 2012). Zusätzlich beeinflussen der Schultyp, ein Migrationshintergrund und das Geschlecht die Teilnahme an organisierten Freizeitaktivitäten: Weibliche Jugendliche, Jugendliche mit Migrationshintergrund und solche aus Schultypen mit einem niedrigen Leistungsniveau engagieren sich seltener in einem Verein (Engels et al., 2011, Chiapparini & Skrobanek, 2012). Besonders gross sind die Unterschiede im kulturell-musischen Bereich (Engels et al., 2011, Willemse, Isabel et al., 2012). Der Sportverein ist die häufigste Form der institutionalisierten Einbindung im Freizeitbereich (Engels et al., 2011), wobei die Sportaktivität im Alter zwischen 13 und 17 Jahren deutlich zurückgeht, was vermutlich mit den schulischen Übergängen in dieser Altersphase zusammenhängt (Lamprecht et al., 2008). Laut einer schweizerischen Längsschnittstudie (Schmid, Holger, 2002), werden körperliche Aktivitäten im Jugendalter tendenziell bis ins Erwachsenenalter beibehalten, wobei Frauen sich zunehmend auf Einzelsportarten fokussieren und Männer Mannschaftssportarten weiterpflegen. Der Zusammenhang von körperlichen Aktivitäten und einer Aufnahme von Drogenkonsum, darunter auch Tabakkonsum, ist in dieser Studie äusserst gering. Eine neuere prospektive Studie (Metzger et al., 2011) zeigt ähnliche Resultate – allerdings nur für die Mädchen. Mit Zigaretten experimentierende Jungen hingegen wurden in dieser Studie seltener zu regelmässigen Rauchenden, wenn sie eine organisierte Mannschaftssportart betrieben.

Offene Jugendarbeit ist, im Gegensatz zu Vereinsangeboten, dadurch gekennzeichnet, dass „ihre äusserst unterschiedlichen Angebote ohne Mitgliedschaft oder andere Vorbedingungen von Kindern und Jugendlichen in der Freizeit genutzt werden können“ (DOJ, o.J.). Zum Umfang und der Nutzungsintensität des Angebots der Offenen Jugendarbeit bestehen in der Schweiz nur vereinzelte Daten. In den Kantonen Aargau und Solothurn verfügten im Jahr 2011 ca. 45% der Gemeinden über ein offenes und/oder mobiles Jugendarbeitsangebot (vgl. Heeg et al., 2011; Steiner, Olivier et al., 2011). Es kann davon ausgegangen werden, dass sich das Angebot in Deutschschweizer Kantonen mit ähnlicher Siedlungsstruktur in einem ähnlichen Rahmen bewegt. Im Kanton Graubünden beschäftigen nur 25% der Gemeinden Angestellte in der offenen Kinder- und Jugendarbeit, die meisten von ihnen mit kleinen Teilzeitpensen (Pfulg, 2011). Die Nutzungszahlen sind schwierig abzuschätzen. Bei einer Evaluation der Gemeinde Spreitenbach gaben 43% aller Jugendlichen an, sie hätten die Offene Jugendarbeit mehrmals oder oft besucht (Baier, Florian et al., 2013: 82). Laut Hochrechnungen bewegten sich die Nutzungsziffern in den Kantonen Aargau und Solothurn bei 6% bis 13% für feste Angebote und ca. 40% für unregelmässige Aktivitäten (Heeg et al., 2011: 75; Steiner, Olivier et al., 2011: 73).

Die Abdeckung mit Jugendverbänden (Pfadi, Jungwacht, Cevi) lag im Jahr 2011 bei 17% der Kinder und Jugendlichen im Aargau und 27% der Kinder im Kanton Solothurn, wobei der geschätzte Anteil an Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund sehr klein ist (SO 2%) (Heeg et al., 2011; Steiner, Olivier et al., 2011:59).

Informelle/unorganisierte Freizeitaktivitäten von Jugendlichen: Aufenthalte im öffentlichen Raum

Kinder und Jugendliche verfügen heute über grosse, jedoch verinselte Streifräume. Entsprechend ist der städtische Lebensraum von Kindern und Jugendlichen „nicht ein Segment der realen räumlichen Welt, sondern besteht aus einzelnen separaten Stücken, die wie Inseln verstreut in einem größer gewordenen Gesamtraum liegen, der als ganzer unbekannt oder zumindest bedeutungslos ist“ (Zeiber, Helga, 1983: 187; vgl. Zeiber, Hartmut & Zeiber, 1994). Da gesellschaftlich ausgehandelt wird, was als angemessenes, was als riskantes und störendes Verhalten von Kindern und Jugendlichen angesehen wird und tendenziell immer mehr Tätigkeiten als riskant angesehen und, wenn überhaupt, nur unter Beaufsichtigung von Erwachsenen als angemessen beurteilt werden, führt dies zu einer „shrinking world of childhood“ (Jack, 2010: 762). Wichtig für einen sicheren Raumbezug ist jedoch die Möglichkeit, die Wohnumgebung (auch unbeaufsichtigt) explorieren zu können (z.B. auf dem Schulweg) (Jack, 2010).

Jugendliche wünschen und nutzen institutionalisierte Formen der Freizeitgestaltung wie z.B. Vereine wie auch unverbindliche, informelle Settings (Chiapparini & Skrobaneck, 2012). Nicht-institutionalisierte Freizeitaktivitäten haben insbesondere im Jugendalter einen hohen Stellenwert (vgl. Willemse, Isabel et al., 2012). Mit zunehmendem Alter steigt das Bedürfnis nach Freiräumen, nach unbeaufsichtigter, unverbindlicher und gering strukturierter Freizeitbeschäftigung ausserhalb der familiären Reichweite (Chiapparini & Skrobaneck, 2012, Harring, 2011). Das „Rumhängen“ steht dabei in Zusammenhang mit hohen Anforderungen durch Schule und Ausbildung (Chiapparini & Skrobaneck, 2012). Selbstbestimmung und Freiräume haben eine hohe Bedeutung. 80% der Befragten in der Juvenir-Studie 1.0 wollen ihre Treffpunkte selbst aussuchen und diese nicht zugewiesen bekommen, ebenfalls 80% der Jugendlichen fordern mehr Freiräume (Steiner, Michael et al., 2012). So haben Jugendliche beim Entdecken öffentlicher Räume eine Vorreiterrolle. Sie verfügen über Expertenwissen zu urbanen Qualitäten und entwickeln eigene Regeln einer verantwortlichen Nutzung der Räume (Schultheis et al., 2008).

Positiv auf die Aneignung öffentlicher Räume durch Jugendliche wirkt die Kombination möglichst verschiedenartiger Raumqualitäten: Gewünscht sind Bühnen für Selbstdarstellung, Orte, die Überblick verschaffen sowie Rückzugsnischen. Trotz Bedürfnissen nach Abgrenzung sind der Bezug zu öffentlichen Räumen der Erwachsenen und die Nähe zu wichtigen Knoten des öffentlichen Verkehrs (z.B. Bahnhof) wichtig. Wenig geeignet sind grosse, offene, unstrukturierte und einfach kontrollierbare Räume (Schultheis et al., 2008). Entsprechend sind für Jugendliche besonders attraktive Erlebniszone zentrale Knotenpunkte von Verkehr, Konsum Sport und Kultur, aber auch Schulen und ihr unmittelbares Umfeld. An solchen Orten geht es um das gemeinsame Erleben und um Selbstinszenierung (Kilb, 2012). Grossstädtische Räume bieten in dieser Hinsicht spezifische Qualitäten. Kinder und Jugendliche auf dem Land wachsen in viel homogenen Wohnumgebungen auf (sozialer Hintergrund, familiäre Lebensformen, kulturelle Infrastruktur). Die soziale und räumliche Welt ist überschaubar und intim, dies führt aber auch zu einengender sozialer Nähe der Erwachsenen. Diese Räume verlangen nach Konformität und bieten dadurch nur wenig Gestaltungsfreiräume (Schultheis et al., 2008: 57).

Unorganisierte, unbeaufsichtigte und zu einem gewissen Grad unverbindliche Freiräume werden mit zunehmendem Jugendalter immer wichtiger. Treffen von Peers, Rumhängen und Beobachten sind die häufigsten Nutzungsweisen des öffentlichen Raums durch Jugendliche. Öffentliche Räume bieten Gelegenheiten für Begegnungen, für das Austragen von Konflikten und für Selbstdarstellung.

Das Nutzungsverhalten des öffentlichen Raums unterscheidet sich alters- und schichtabhängig. Mit steigendem Alter vergrössert sich der aktiv genutzte Raum. Kinder aus Familien mit hohem sozialem Status nutzen grössere Räume als Kinder aus Familien mit niedrigem sozialem Status. Eine intensive Nutzung des öffentlichen Raums durch Jugendliche geht oft einher mit einer benachteiligten Lebenslage: „Das Beispiel der Zürcher Jugendszenen macht deutlich, dass solche ‚eigenkulturellen‘ Praktiken der jugendlichen Aneignung öffentlicher Räume oft genug eine Dimension der sozialen Enteignung der Nutzer bezeichnen: beengte Wohnungen, problematische Familienverhältnisse, Arbeitslosigkeit, fehlende ökonomische und kulturelle Ressourcen, also eine Häufung von Zwangslagen, die sich dann ‚idealtypisch‘ im öffentlichen Bild des jugendlichen Migranten im Park verdichten“ (Schultheis et al., 2008: 56). Des Weiteren werden öffentliche Räume stark durch männliche Jugendliche besetzt. Durch deren Selbstbehauptungsrituale, Territorialkämpfe und Aneignungssymbole (z.B. Graffiti) fühlen sich insbesondere weibliche Jugendliche, aber auch jüngere männliche Jugendliche in ihrer Raumnutzung eingeschränkt (Deinet, 2013 Jack, 2010: 762).

Bei informellen Freizeitaktivitäten hat das Zusammensein mit Freunden einen hohen Stellenwert. 79% der 12- bis 19-jährigen Jugendlichen treffen täglich oder mehrmals pro Woche Freunde (Willemse, Isabel et al., 2012). Auch in der schweizerischen Juvenir-Studie 1.0 (Steiner, Michael et al., 2012) wird die hohe Bedeutung des Zusammenseins mit Peers deutlich. Alle Aktivitäten, für welche der öffentliche Raum von Jugendlichen als besonders geeignet angesehen werden, beziehen sich direkt oder indirekt auf das Zusammensein mit Freunden (62%nutzen den öffentlichen Raum zum gemeinsamen Verbringen von Zeit, 60%zur Kommunikation mit Kollegen, 42%für Alkoholkonsum, 23%zum Partys feiern, 17%für Drogenkonsum). So sind denn auch das Treffen von Peers, Rumhängen und Beobachten die häufigsten Nutzungsweisen des öffentlichen Raums durch Jugendliche (Steiner, Michael et al., 2012).

Die Nutzung des öffentlichen Raums kann zu Nutzungskonflikten führen. 34%der Jugendlichen, die öffentliche Räume im Ausgang aufsuchen, haben dort bereits Konflikte selbst erlebt. Von den Jugendlichen, die öffentliche Räume selten bis nie nutzen, sind es immer noch 23% (Steiner, Michael et al., 2012). Zwischen den Generationen bestehen häufig Vorurteile, gerade gegenüber öffentlich präsenten Migranten-Jugendlichen (Schultheis et al., 2008). Die Jugendlichen schätzen sich selber dabei als mitverantwortlich für gütliche Nutzungen ein. Sie sehen sich in der Pflicht, mit ihrem Verhalten Konflikten vorzubeugen (insbesondere bei den Themen Littering und Lärmbelastung). Gleichzeitig wird von Anwohnern mehr Toleranz gewünscht. „Die Juvenir-Studie zeigt das Bild einer Schweizer Jugend, für die die Rücksichtnahme auf andere Nutzergruppen und Platzanwohner eine Selbstverständlichkeit darstellt, um eine konfliktfreie Nutzung öffentlicher Plätze zu ermöglichen. Die Perspektiven und Bedürfnisse anderer Nutzergruppen werden ernstgenommen. Sicherheitsdienste werden nicht pauschal abgelehnt, sondern als geeignete Unterstützung zur Einhaltung eines Regelrahmens wahrgenommen“ (Steiner, Michael et al., 2012: 6). Die Aushandlung von Alltagskonflikten ist allerdings oft an Personen delegiert, die nicht die Kinder- und Jugendperspektive haben (z.B. Sicherheitsfirmen) (Schultheis et al., 2008).

Für Kinder und Jugendliche mit Migrationsgeschichte wirken Sozialräume dann integrationsbegünstigend, wenn sie sowohl herkunftskulturelle Orte des „Rückzugs“ als auch multikulturelle Orte der Selbstdarstellung und der Begegnung bieten. Zentral sind gemeinsame Orte der kulturellen Aneignung, z.B. zentrale Plätze, die gemeinsam erlebbar werden. „In diesem Gemisch aus Näherkommen und Distanzierungen entstehen Geschichten und Legenden, die wiederum identitätsstiftende Funktionen für das

Gemeinwesen an sich besitzen können. Es zeigt sich, dass gerade dieser multikulturellen Mischstruktur an den identitätsstiftenden Orten, Einrichtungen und Organisationen symbolische Bedeutung zukommt“ (Kilb, 2012: 626).

Tabakkonsum Jugendlicher und sozialräumliche Zusammenhänge

In öffentlichen Räumen wurde und wird geraucht. Die Bedeutung der öffentlichen Räume hat sich durch die zunehmende restriktive Regelung des Rauchens in manchen Zonen allerdings verändert. Das Rauchen ist mehr und mehr auf bestimmte Zonen konzentriert. Die Akzeptanz des Rauchens in der Öffentlichkeit hat sich reduziert (Gilpin et al., 2004) und dies hat Auswirkungen auf das Rauchverhalten der Bevölkerung allgemein und insbesondere auf Jugendliche, die weniger mit dem Rauchen anfangen können (Alamar & Glantz, 2006). Auch der Zugang zu Zigaretten hat sich verändert, wobei hier die wichtige Rolle der Testkäufe unterstrichen werden muss, welche die Umsetzung der gesetzlichen Mindestabgabegrenzungen prüft. Andere Kontrollmassnahmen, wie der öffentliche Zugang über Zigarettenautomaten, ist in verschiedenen Ländern deutlich mit dem Rauchen bei Jugendlichen assoziiert (Hublet et al., 2009). Den Kontrollbemühungen stehen die Marketingstrategien der Tabakindustrie gegenüber, die öffentliche Räume geschickt nutzt, um Kinder und Jugendliche mit gezielten Methoden anzusprechen (Canevascini & Pasche, 2015). Eine Meta-Analyse auf der Basis von 51 Originalarbeiten (Wellman et al., 2006) ergab, dass bei Jugendlichen die Einstellung gegenüber Tabakprodukten durch diverse Marketingstrategien zum Positiven hin beeinflusst wird und sich das Risiko, mit dem Rauchen zu beginnen mehr als verdoppelt, wenn Jugendliche starkem Marketing ausgesetzt sind.

Tabakkontrollmassnahmen haben das Rauchen in öffentlichen Räumen verringert. Die Tabakindustrie versucht mit gezielten Marketingstrategien, die Jugendlichen im öffentlichen Raum anzusprechen.

Sozialräumliche Aktivitäten Jugendlicher und Tabakkonsum

Shareck et al. (2016) untersuchten anhand von kanadischen Daten mögliche Zusammenhänge zwischen sozialräumlichen Aktivitäten Jugendlicher und ihrem Rauchverhalten. Sie zeigten auf, dass die Lebensräume Jugendlicher äusserst vielfältig sind und sich Jugendliche hochmobil in verschiedenen Sozialräumen bewegen. Wenn Jugendliche innerhalb dieses Netzes an Handlungsräumen einen niederschweligen Zugang zu Tabakprodukten haben, so geht dies mit einer erhöhten Konsumation einher. Gesundheitsförderung müsse demnach einen settingspezifischen Ansatz verfolgen, der die Wechselwirkungen zwischen individuellen, sozial-räumlichen und sozialen Determinanten berücksichtige (Shareck et al., 2013). Besonders bedeutsam für das Gesundheitsverhalten Jugendlicher (in negativer Weise) ist die Kombination von sozioökonomischer Benachteiligung und dem Wohnen in einer sozialräumlich segregierten Umgebung (Deprivierte halten sich in deprivierten Gegenden auf) (Shareck et al., 2014).

Vielversprechend sind sozialräumliche Analysen zur Frage, an welchen Orten das Risiko zu rauchen erhöht ist. Daraus abgeleitete Massnahmen können eingebettet in eine Gesamtpolitik und mit Partizipation der Zielgruppe umgesetzt werden.

Auch die HBSC-Studie betont die Wichtigkeit der sozialräumlichen Umgebung und folgert, dass ein sozialräumlicher Ansatz für die Prävention erfolgsversprechend sei. Es sei darauf hinzuwirken, dass möglichst viele Aufenthaltsorte von Heranwachsenden wie beispielsweise Schulen, Personenkraftwagen etc. rauchfrei seien. Kritisch wird allerdings angemerkt, dass diese Anstrengungen integriert erfolgen müssen: „Lack of integrated policies may lead to negative consequences: creation of tobacco-free school environments, for instance, may be successful in curbing smoking at school but will have little effect if not supported by similar policies in other environments.“ (Inchley et al., 2016: 154)

Mason et al. (2004) entwickeln ein komplexes interdisziplinäres, sozial-räumliches und netzwerkbasierendes Analysemodell, in welchem risiko- und protektive Faktoren des

Substanzkonsums auf individuellen, sozialen und sozial-räumlichen Ebenen verortet werden. Insbesondere in deprivierten Sozialräumen überwiegen für sozioökonomisch benachteiligte Jugendliche die Risiken. Die Analyse zeigt die Wichtigkeit sozialräumlicher Betrachtung für gemeindenähe Präventionsansätze. Sozial-räumliche Analysen sind eine wichtige Datengrundlage für Entscheidungstragende und dienen als Instrumente für die Entwicklung von Gemeinwesen und für strategische Planung. Es wird dazu angeregt, geografische Karten mit riskanten und protektiven Orten zu erstellen und Jugendliche in partizipativen Prozessen an der Entwicklung des Gemeinwesens zu beteiligen.

Ausserschulische Gesundheitsförderung und Tabakkonsum

Das Beispiel eines Streetdance-Angebots zeigt Zusammenhänge zwischen Rauchverhalten und ausserschulischen Freizeitaktivitäten auf. Das Streetdance-Angebot „roundabout“ des Blauen Kreuzes Schweiz ist ein ausserschulisches Gesundheitsförderungsprojekt für junge Frauen von 12 bis 20 Jahren mit geringen Leistungsanforderungen. Die Teilnehmerinnen von „roundabout“ rauchten im Vergleich zu anderen Jugendlichen in der Schweiz weniger. Dabei ist jedoch nicht dieses konkrete Freizeitangebot gesundheitsfördernd, sondern die Teilnahme an einer Gruppenfreizeitaktivität geht ganz allgemein mit einem positiven Gesundheitsverhalten einher (Zumbrunn et al., 2013).

Laut einer US-amerikanischen Studie mit 15- bis 17-jährigen Schülerinnen und Schülern zeigten sich bei Mädchen ein Zusammenhang zwischen sportlichen, kulturellen, sozialen oder religiösen Aktivitäten und einer Rauchabstinenz, nicht jedoch bei Jungen (Waterfield, 2011). Auch in der Studie von Donovan et al. wurden Religiosität sowie häufigere Kirchenbesuche als protektive Faktoren identifiziert (Donovan & Molina, 2011).

4.2. Mediennutzung und Medienwirkungen

Die Nutzung digitaler Medien ist in den letzten Jahren zu einer zentralen Freizeitaktivität bei Heranwachsenden avanciert. In der für Deutschland repräsentativen JIM-Studie 2014 geben 94% der befragten 12- bis 19-jährigen Jugendlichen an, täglich oder mehrmals in der Woche das Internet zu nutzen, 93% nutzen das Smartphone täglich oder mehrmals in der Woche und 83% schauen täglich oder mehrmals in der Woche Fernsehen (MPFS, 2014). Für die Schweiz zeigen sich in der repräsentativen JAMES-Studie vergleichbare Ergebnisse (Waller et al., 2016). Ausserdem hat sich das Nutzungsmuster digitaler Medien durch technische Innovationen in den letzten Jahren stark verändert. Beliebte Dienste wie YouTube, Facebook, Google, WhatsApp und Instagram werden zunehmend über mobile Endgeräte genutzt, insbesondere Smartphones (Waller et al., 2016). Somit nutzen Jugendliche Internet- und Kommunikationsdienste zeitlich und räumlich fast durchgehend; der Alltag Heranwachsender ist tiefgreifend mediatisiert.

Im Zusammenhang mit der Nutzung digitaler Medien durch Heranwachsende sind u.a. folgende Entwicklungen bedeutsam:

- Mobile Medien, insbesondere Smartphones, sind zu einem zentralen Instrument für die Bewältigung des Alltags, Stillung von Informationsbedürfnissen und Gestaltung von Beziehungen avanciert (Buschauer & Willis, 2013).

Kommunikation und Information finden räumlich und zeitlich unbegrenzt statt. Digitale Medien sind im Alltag der Jugendlichen verankert, insbesondere durch das Smartphone. Dies beinhaltet Chancen und Risiken für die Sinn- und Identitätsfindung sowie die soziale Integration. Andere Freizeitaktivitäten werden durch die Mediennutzung, zumindest bei den Jüngeren, nicht verdrängt.

- Informationsbedürfnisse werden von „Digital Natives“ zunehmend über digitale Medien gestillt. Informationsbedürfnisse zu gesundheitsrelevanten Thematiken werden beispielsweise zunehmend auch über Social Media und durch (auch medial vermittelte) Peer-to-Peer-Interaktionen abgedeckt (vgl. Wong et al., 2014).
- Die Nutzung von Handy als auch Internet steht oft in direktem Bezug zu Kommunikation mit Gleichaltrigen, insofern verschränken sich in den Peer-Interaktionen digitale Kommunikation und Face-to-Face-Kontakte. In diesem Gefolge entwickeln sich plurale jugendliche Medienkulturen (vgl. Hugger, 2010).
- Die Präsentation des Selbst auf Sozialen Netzwerken nimmt unter Jugendlichen einen hohen Stellenwert ein. Häufig werden dabei Strategien der Idealisierung der eigenen Person eingesetzt (boyd, 2007; Döring, 2003). Die Strategien der Selbstinszenierung und des Selbstmanagements in sozialen Netzwerken haben bedeutende Auswirkungen auf die Identitätsbildung von Heranwachsenden (Vogelgesang, 2010: 50).
- Computerspiele gewinnen insbesondere durch die Mobilisierung digitaler Medien zunehmend an Beliebtheit (auch bei Mädchen) (MPFS, 2014; 2015). Im Zuge der Gamification orientieren sich Medien, Wirtschaft, Bildung und Politik zunehmend an kulturellen Codes des Videospiele, bzw. setzen sie Videospiele gezielt zur Ansprache von Kindern und Jugendlichen ein (vgl. Hamari et al., 2014).
- Die Datenschutzproblematik stellt sich im Zuge der umfangreichen Speicherung und Analyse persönlicher Daten durch globale Internetkonzerne in zunehmend verschärfter Masse (Bendrath & Mueller, 2011; Rosenbach & Stark, 2014). Bisher zeigen sich Jugendliche gegenüber der Verwendung persönlicher Daten durch Medienkonzerne allerdings eher unkritisch (vgl. Smith et al., 2013).
- Digitale Kommunikation treibt die Entwicklung von zugleich translokalen und territorialisierten (Medien-)kulturen voran: Jugendliche Medienkulturen sind sowohl territorial verortet (bspw. in Familien, Peer-Gruppen, materiellen Gegebenheiten) als auch translokal globalisiert (globale jugendkulturelle Codes, Überschreitung territorialer Grenzen durch Social Media, global agierende Medienkonzerne). Mit Beck verweist Hepp darauf, dass „Mehrörtigkeit“ zu einem zentralen Charakteristikum des Lebens in einer globalisierten Welt geworden ist (Hepp, 2004: 177).

Chancen und Risiken der Mediennutzung für Heranwachsende

Mit der Mediennutzung von Kindern und Jugendlichen gehen sowohl Chancen als auch Risiken einher. Inwiefern sich die Mediennutzung von Heranwachsenden als Chance oder Risiko auf die Entwicklung auswirkt, ist insbesondere von sozialen, personalen und medialen Faktoren abhängig. Mediale Gewaltdarstellungen beispielsweise haben auf Kinder und Jugendliche unterschiedliche Wirkungen, u.a. je nach Bildungshintergrund, Erziehungsstil und Medienkompetenz der Eltern, bereits vorhandenem Aggressionspotenzial, Ängstlichkeit, Alter bei Konsumbeginn (Steiner, Olivier, 2009). Zentrale mediale Faktoren sind u.a. ein Fehlen der Opferperspektive und ein hoher Realitätsgrad der Darstellung. Zwischen sozialen, personalen und medialen Faktoren bestehen Wechselwirkungen, die sich biografisch in Abwärts- oder Aufwärtsspiralen äussern (Slater et al., 2003). Mit Bezug auf Studien zur Jugenddelinquenz und jugendlichem Suchtmittelkonsum kann allerdings vermutet werden, dass problematische

Mediennutzung oft auch altersphasentypisch verläuft, d.h. die meisten Jugendlichen im Übergang ins Erwachsenenalter eine problematische Mediennutzung ablegen oder einschränken (vgl. in Bezug auf Gewaltdelinquenz: Grundies, 2011; Farrington, 2007, in Bezug auf Suchtmittelkonsum: Ecarius, 2011: 225).

Chancen und Risiken der Nutzung digitaler Medien zeigen sich als Verwirklichungschancen oder -hindernisse in Biografien von Heranwachsenden, auf Ebene der kulturellen Reproduktion (Sinnstiftung vs. Sinnverlust), der Sozialisation (gelingende vs. misslingende Identitätsarbeit) und der sozialen Integration (Integration vs. Desintegration) (Steiner, Olivier, 2013; Habermas, 1997). Tabelle 1 zeigt im Überblick zentrale Verwirklichungschancen und -hindernisse der Nutzung digitaler Medien für Heranwachsende. Deutlich wird, dass digitale Medien für Heranwachsende sowohl umfangreiche Chancen zur Lebensbewältigung als auch soziale und personale Risiken beinhalten.

Tabelle 1: Verwirklichungschancen und -hindernisse durch digitale Medien in drei Dimensionen der Lebenswelt

	Enabling opportunity options: Verwirklichungschancen	Blocking opportunity options: Verwirklichungshindernisse
Kulturelle Reproduktion der Lebenswelt <i>(Sinnstiftung / Sinnverlust)</i>	Universalisierung und Demokratisierung des Zugriffs auf und der Produktion von Wissen Informationen zur Alltagsbewältigung, Mediengenuss	Präformierung des Wissens durch globale Medienkonzerne (Gatekeeper-Funktion, Kommerzialisierung, Personalisierung) Information-Overload, Augenblicksorientierung
Sozialisation der Angehörigen der Lebenswelt <i>(gelingende / misslingende Identitätsarbeit)</i>	Virtuelle Gestaltungsräume für Individuen durch ergebnisoffene Technik Virtuelle Identitäten als Lernfeld für Selbsterkundung und Identitätsarbeit Informelle Bildungschancen durch individualisierte translokale und transkulturelle Wissensakquisition /-produktion	Eskapismus (u.a. durch Verlust von offline Gestaltungsräumen), Computerbezogene Abhängigkeit Formale Beschränkung der Identitätsrepräsentation durch Technologie (z.B. in Profilen) Gefährdung der Persönlichkeitsentwicklung durch altersunangemessene Inhalte (Gewaltdarstellungen, Pornografie etc).
Soziale Integration der Lebenswelt <i>(Integration / Desintegration)</i>	Vermehrte Optionen für kommunikatives Handeln Erweiterung des auf individuellen Bedürfnissen und Bedarfen beruhenden Vernetzungspotenzials Geschützte Räume (Gleichgesinnte, Gleichaltrige) Optionen zur politischen Artikulation, Vernetzung und Partizipation Formierung von politischem Widerstand. Soziale Bewegungen im virtuellen Raum.	Kommunikationsausschluss durch digital inequality / voice divide Reduktion der Komplexität sozialer Beziehungen durch Technologie (bspw. like/dislike Rationalitäten) Erhöhte Dynamik von Ausschlussprozessen (bspw. Cyberbullying) Identifikations- und Ausschlussmechanismen (Vorratsdatenspeicherung, Deep Packet Inspection)

These der Verdrängung von Freizeitaktivitäten durch Mediennutzung

Die seit 2000 in Deutschland periodisch durchgeführten repräsentativen KIM-Studien zeigen, dass 6- bis 13-Jährige Bildschirmmedien (Fernseher, Computerspiele) zwar häufig und im Falle von Computerspielen zunehmend nutzen, Freizeitaktivitäten wie „draussen spielen“, „Freunde treffen“, „Sport treiben“ und „Bücher lesen“ aber gleichbleibend häufig ausgeübt werden. Aufgrund dieser Ergebnisse kann bezüglich der Freizeitaktivitäten von Kindern über die Zeitspanne von 2000 bis 2014 die These abgelehnt werden, dass gesundheitsfördernde Tätigkeiten wie beispielsweise Sport zugunsten der Nutzung von Bildschirmmedien aufgegeben werden (siehe Abbildung 3; vgl. Spitzer, 2006: 13ff.)

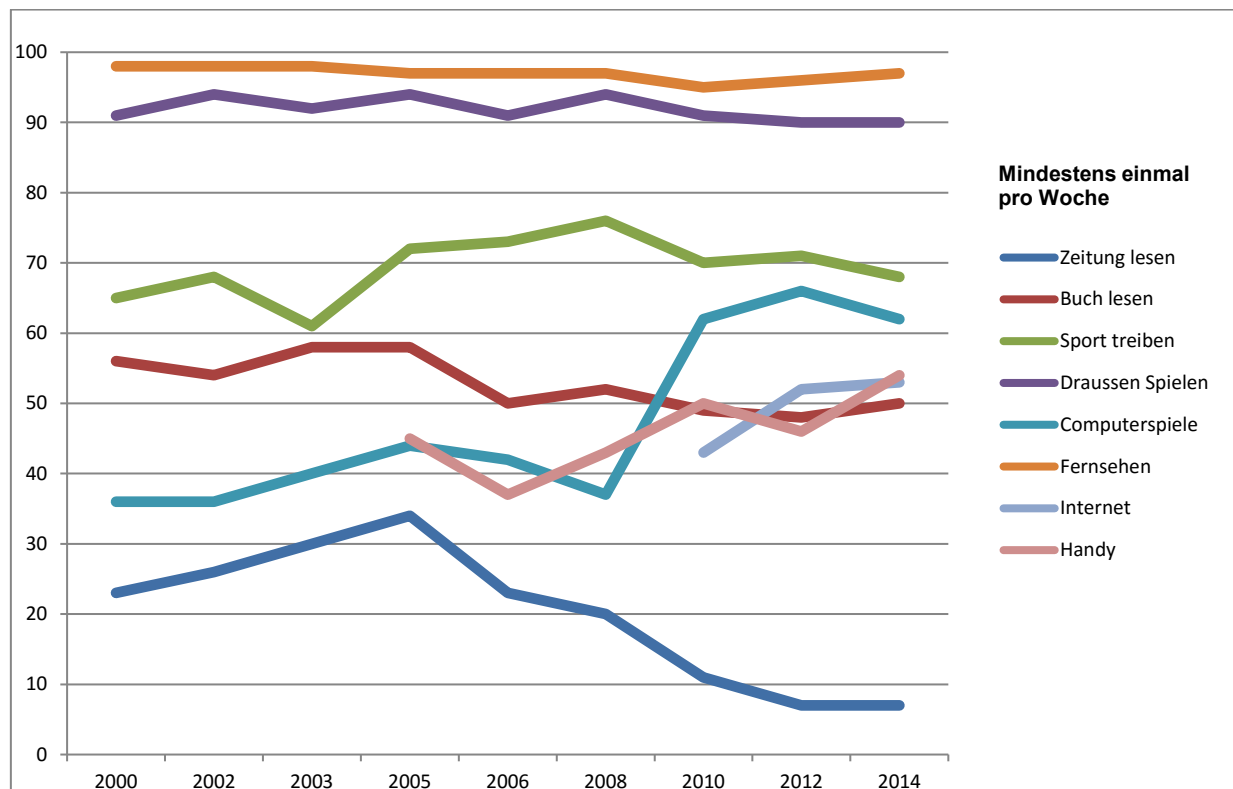


Abbildung 3: Häufigkeit von Freizeitaktivitäten 6- bis 13-jähriger Kinder zwischen 2000 und 2014
 (Quelle: KIM-Studien 2000-2014)

Unterschiede der Mediennutzung nach sozioökonomischem Status

In modernen Gesellschaften verfügen mittlerweile fast alle Jugendlichen über einen Zugang zu Computer und dem Internet, der „digital divide“ zwischen den sozialen Schichten mit Blick auf Zugangsmöglichkeiten hat sich damit geschlossen (Vie, 2008; Willemse, I. et al., 2014). Unterschiede nach sozioökonomischen Status zeigen sich jedoch in der Art und Weise der Mediennutzung: Jugendliche aus Schultypen mit niedrigem Leistungsniveau nutzen das Internet stärker rezeptiv und weniger aktiv gestaltend und partizipativ als Jugendliche aus Schultypen mit hohem Leistungsniveau (Iske et al., 2004). Erstere geben zudem häufiger an, dass die Glaubwürdigkeit und Vielfalt der Informationen im Internet für sie wenig wichtig ist. Klein argumentiert deshalb, dass der digital divide von einem „voice divide“ abgelöst worden sei, indem sozioökonomisch schlecht gestellte Jugendliche sich mit digitalen Medien öffentlich weniger gut hör- und sichtbar machen können (Klein, 2004). 12- bis 19-jährige Jugendliche mit tiefem sozialen Status und aus Schultypen mit niedrigem Leistungsniveau verfügen über ein geringeres Medienwissen

Es besteht ein "digital divide" zwischen den sozialen Schichten in der Art und Weise, wie digitale Medien genutzt werden. Das aktive Gestalten und Partizipation statt Rezeption sind bei Jugendlichen mit hohem sozialem Status eher wahrscheinlich.

und geben deutlich häufiger an, Gewaltdarstellungen und Pornografie auf dem Handy zu besitzen (Willemse, Isabel et al., 2011). Auch Cyberbullying ist unter ihnen stärker verbreitet (Willemse, I. et al., 2014: 37). Eine geringe Bildung der Eltern ist zudem ein Prädiktor für Computerspielabhängigkeit und damit in Zusammenhang stehenden schlechteren Schulleistungen (Rehbein et al., 2009).

Benachteiligende Lebenslagen bilden sich somit auch in den Nutzungs- und Aneignungsweisen digitaler Medien der Heranwachsenden ab. Insofern verstetigen sich ökonomische, kulturelle und soziale Benachteiligungen durch wenig kreative und partizipative Aktivitäten im virtuellen Raum. Es besteht allerdings weiterer Forschungsbedarf zur Frage, inwiefern die Nutzung digitaler Medien dennoch auch für benachteiligte Jugendliche Bildungsgelegenheiten bieten und wie diese gezielt gefördert werden können (vgl. Kutscher et al., 2009).

Medieneffekte auf Tabakinitiation und -aufrechterhaltung bei Kindern/Jugendlichen

Laut einer Übersicht von Maruska und Hanewinkel (2010) zu longitudinalen und experimentellen Studien zu Effekten von Rollenmodellen, die in Filmen rauchen, stehen rauchende Personen in Filmen wahrscheinlich in Zusammenhang mit einem Rauchbeginn von Kindern und Jugendlichen. Die Autoren argumentieren, dass Filme im Fernsehen und Kino eine bedeutende Funktion für das soziale Lernen von Kindern und Jugendlichen einnehmen, dass dargestellte Personen im Film als Rollenvorbilder dienen und Kinder und Jugendliche aus Beobachtung daraus lernen. Sie schliessen: „Die Ergebnisse der Experimental- sowie der Longitudinalstudien lassen darauf schliessen, dass das Rauchen in Filmen als Modellverhalten angesehen werden kann, das sowohl Einstellungen gegenüber Charakteren, Schauspielern und Rauchern, die Absicht zu rauchen als auch die Initiierung des Rauchverhaltens positiv beeinflussen kann.“ (ebd.: 193) Sie gehen von einem Kausalzusammenhang aus, da die Stärke des Zusammenhanges als hoch bezeichnet werden kann (2- bis 3-fach erhöhtes Risiko der Rauchinitiation bei vergleichsweise hoher Exposition), sich der Zusammenhang sowohl experimentell wie auch longitudinal konsistent zeigt, die zeitliche Abfolge gegeben ist (Exposition geht der Initiierung voraus), eine Dosis-Wirkungsbeziehung besteht (das Risiko steigt mit der Exposition an) und wissenschaftliche Plausibilität besteht (Kriterien zur Abschätzung kausaler Relationen nach Bradford Hill). Studien, die mehrere ursächliche Faktoren einbeziehen, zeigen, dass an der Rauchinitiation bei Heranwachsenden neben der Werbung noch weitere Faktoren beteiligt sind (vgl. Losch et al., 2015 und Kap. 4.3).

Naderer und Mattes (2016) weisen darauf hin, dass Kinder zunehmend zu intensiv angesprochenen Zielgruppen der Werbeindustrie werden, persuasive Botschaften in diesem Alter allerdings noch kaum reflektiert verarbeiten können. Kinder und Jugendliche werden zudem zunehmend mit Werbung in digitalen Medien konfrontiert, wobei sich die Grenzen zwischen Medieninhalten und Werbung zunehmend vermischen (z.B. Produktplatzierungen und In-Game-Advertisement). Die nicht gekennzeichnete Platzierung von Werbung in Medieninhalten ist insbesondere für Kinder problematisch: „Durch die beiläufige Rezeption der Botschaft kommt es zu einem automatischen Verarbeitungsprozess. Dieser automatisierte Prozess kann dazu führen, dass in weiterer Folge die auf diesem Weg verarbeiteten Marken vom Rezipienten besser beurteilt werden, ohne dass sich Effekte auf die explizite Erinnerung zeigen müssen. [...] Nur das Verständnis der persuasiven Absicht von Werbung reduziert den Wunsch des Kindes nach dem gezeigten Produkt.“ (ebd.: 703f.)

Marketingstrategien, welche digitale Medien und Filme nutzen, sind für Jugendliche nur schwer als Werbung zu erkennen. Rollenmodelle in Filmen haben einen Einfluss auf das Rauchverhalten Jugendlicher. Der Einsatz digitaler Medien zur Prävention des Rauchens bei Jugendlichen ist vielversprechend.

Eine Inhaltsanalyse von verschiedenen Webinhalten des Internets belegt, dass sich Werbemassnahmen für Tabakprodukte über soziale Plattformen, formelle Onlinewerbung, informelle Webinhalte und Chat-Rooms direkt an Jugendliche richten (Ribisl et al., 2003). Hier werden gezielt Jugendkulturen und jugendlicher Lebensstil angesprochen. Über Anwendungen von sozialen Plattformen werden nicht alleine einzelne Zielpersonen anvisiert, sondern auch deren Freunde. Oftmals sind die Absender der Botschaften nicht zu erkennen. Die Tabakindustrie hat sich schon sehr früh die Möglichkeit interaktiver Inhalte für ihr Marketing zu Nutze gemacht (Anderson & Ling, 2008).

Komorbidität von stoff- und stoffungebundenen Süchten

Stoffgebundene und stoffungebundene Süchte werden zunehmend als klinisch, phänomenologisch und biologisch verwandte Störungen aufgefasst (vgl. Potenza, 2009): „Behavioral addictions such as gambling, overeating, television compulsion, and internet addiction are similar to drug addiction except that the individual is not addicted to a substance, but he/she is addicted to the behavior or the feeling experienced by acting out the behavior“ (Alavi et al., 2012: 293). Neuere Ergebnisse der Hirnforschung zeigen, dass Verhaltenssüchte, die das Neurotransmittersystem nur indirekt beeinflussen, ähnliche Verstärkerwirkungen erzeugen wie Substanzen, die diese Systeme direkt beeinflussen (ebd.).

Zwischen Verhaltenssüchten wie beispielsweise pathologischem Glücksspielen und anderen psychiatrischen Erkrankungen wie Alkoholmissbrauch, Major Depression, Dysthymie, Angst- und Panikstörungen, manischen Störungen, Phobien und Persönlichkeitsstörungen bestehen Zusammenhänge. Das Risiko für Substanzmissbrauch und -abhängigkeit ist bei pathologisch Glücksspielenden nach einer grossangelegten US-Studie um das Fünfeinhalbfache erhöht (Mann & Fauth-Bühler, 2014: 5). Auch Nikotinkonsum ist in der Gruppe der pathologisch Glücksspielenden mit einem Anteil von 60% deutlich häufiger als in der Gesamtbevölkerung (McGrath & Barrett, 2009; Mooney et al., 2011). Das Beispiel des pathologischen Glücksspiels, welches gegenwärtig insbesondere über das Internet ausgeübt wird, zeigt, dass zwischen Verhaltenssüchten und Nikotinkonsum Zusammenhänge bzw. Komorbiditäten bestehen. McGrath und Barrett (2009) weisen allerdings darauf hin, dass es bis anhin keine Ansätze und Untersuchungen zur Behandlung der Komorbidität von pathologischem Glücksspiel und Nikotinkonsum gibt. Ebenso sind die vorhandenen Studien nicht spezifisch zu Kindern und Jugendlichen geführt worden. Im Bereich des Nikotinkonsums, im Zusammenhang mit Verhaltenssüchten bei Heranwachsenden, besteht ein hohes Forschungsdesiderat.

Einsatz digitaler Medien für die Tabakprävention Jugendlicher

Im Vergleich zu den subtilen Werbeaktivitäten der Tabakindustrie sind die Möglichkeiten des Einsatzes digitaler Medien zur Tabakprävention bei Jugendlichen nicht ausgeschöpft. In der Schweiz wurden Kurznachrichtendienste (Short Message Services SMS) zur Unterstützung von Jugendlichen beim Rauchausstieg umgesetzt und anhand randomisierter Kontrollgruppenuntersuchungen getestet (Haug et al., 2013). Dabei zeigen sich verschiedene Bedingungen, die beim erfolgreichen Rauchausstieg förderlich sind bzw. diesem entgegenstehen (Haug et al., 2014).

4.3. Verbreitung des Tabakkonsums

Im Rahmen der zwei internationalen Schülerbefragungen ESPAD⁶ und HBSC⁷ wurden Schweizer Jugendliche im Alter von 11 bis 15 Jahren zum Konsum von Tabak, Alkohol, Cannabis und weiteren illegalen Drogen befragt. Die aktuellsten Schweizer ESPAD-Daten wurden im Jahr 2007 erhoben (Gmel, Gerhard et al., 2009), die aktuellen HBSC-Daten im Jahr 2014 (Marmet et al., 2015b). Neuere Daten liegen auch vom Suchtmonitoring Schweiz vor, das seit 2011 regelmässig Kernindikatoren zum Konsum psychoaktiver Substanzen und anderer Suchtproblematiken in einem Telefonsurvey erhebt und als jüngste Altersgruppe die 15- bis 19-Jährigen befragt (Gmel, G. et al., 2014). Eine Analyse der HBSC-Daten zum multiplen Substanzkonsum gibt einen differenzierten Einblick in den Einstieg und die Entwicklung von Konsummustern bei Schweizer Jugendlichen zwischen 11 und 15 Jahren (Windlin & Delgrande Jordan, 2013). Die internationalen Resultate der HBSC- und der ESPAD-Studie ermöglichen einen Vergleich auf europäischer Ebene (Currie et al., 2012; Hibell, 2013, Inchley et al., 2016). Die folgende Übersicht zeigt die Ergebnisse in Bezug auf den Konsum von Tabak sowie multiplen Substanzkonsum. Abschliessend werden die Faktoren, die für die Entstehung des Substanzkonsums diskutiert werden, zusammengetragen.

Gemäss der HBSC-Studie haben die meisten der 11- bis 15-jährigen Jugendlichen in der Schweiz noch nie Tabak geraucht (Marmet et al., 2015a). Bei den 11-Jährigen haben 95 Prozent der Jungen und 96 Prozent der Mädchen keine Raucherfahrung. Bei den 15-Jährigen haben 62% der Jungen und 65 Prozent der Mädchen noch nie geraucht. Bei den 15-Jährigen rauchen 17.6% der Jungen und 15.0% der Mädchen regelmässig, wobei bei den 15-Jährigen 6.6% der Jungen und 6.4% der Mädchen täglich rauchen (Marmet et al., 2015a). Die etwas älteren ESPAD-Daten zeigen insgesamt vergleichbare, aber etwas höhere Anteile bei der Lebenszeitprävalenz und den aktuell sowie täglich Rauchenden (Gmel, Gerhard et al., 2009). Gemäss Suchtmonitoring Schweiz rauchen 11% der 15- bis 19-Jährigen täglich, 12% gelegentlich, 75% gehören zu den Niemals-Rauchenden (Gmel, G. et al., 2014). Der höhere Anteil von Niemals-Rauchenden beim Suchtmonitoring kann damit erklärt werden, dass bei den Schülerbefragungen nur Personen, die noch überhaupt nie geraucht haben, zu den Niemals-Rauchenden gezählt werden, im Suchtmonitoring hingegen Personen, die in ihrem Leben weniger als 100 Zigaretten geraucht haben.

Im internationalen Vergleich liegt gemäss HBSC der Anteil der 11-Jährigen, der 13-Jährigen wie auch der 15-Jährigen Schweizer Jugendlichen, die mindestens einmal pro Woche rauchen, im unteren Mittelfeld (Inchley et al., 2016). Über alle Altersgruppen hinweg sind keine Unterschiede zwischen Mädchen und Jungen zu beobachten. Gemäss ESPAD haben in den 36 teilnehmenden Ländern in Europa im Durchschnitt 54% der 15- bis 16-Jährigen bereits einmal geraucht und 28% waren aktuelle Raucher (Hibell, 2013).

Bei den Schweizer Jugendlichen haben die Prävalenzen des wöchentlichen und täglichen Rauchens zwischen 2002 und 2006 abgenommen, haben sich bis 2010 bei den Mädchen stabilisiert, bei den Jungen wieder etwas zugenommen (Windlin et al., 2011) und gingen zwischen 2010 und 2014 bei beiden Geschlechtern deutlich zurück. Gemäss neusten HBSC-Daten hat das wöchentliche und tägliche Rauchen seit 2010 weiter abgenommen und im Jahr 2014 einen Tiefststand erreicht: 12% der 15-jährigen Jungen rauchen mindestens einmal pro Woche, bei den gleichaltrigen Mädchen sind es neun Prozent. Sieben Prozent

Der Anteil der täglich rauchenden Jugendlichen hat abgenommen, und im europäischen Vergleich liegt dieser in der Schweiz im unteren Mittelfeld. Rauchen scheint Veränderungen im jugendlichen Gehirn zu bewirken, die auch den Konsum von anderen psychoaktiven Substanzen begünstigt.

⁶ The European School Survey Project on Alcohol and Other Drugs (ESPAD)

⁷ Health Behaviour in School-aged Children (HBSC)

der 15-Jährigen rauchen täglich, wobei es hier keinen Geschlechtsunterschied gibt (Marmet et al., 2015b).

Konsum von Tabak und anderen Substanzen

Mit den HBSC-Daten wurde auch der multiple Substanzkonsum, d.h. der Konsum von mehr als einer psychoaktiven Substanz innerhalb eines gegebenen Zeitrahmens, bei Schweizer Jugendlichen zwischen 11 und 15 Jahren untersucht (Windlin & Delgrande Jordan, 2013). Dabei zeigte sich, dass 23% der 14-Jährigen bisher weder Alkohol, noch Tabak und Cannabis konsumiert haben; 31% haben eine dieser Substanzen konsumiert und 45% haben in ihrem Leben bereits Erfahrungen mit mindestens zwei dieser psychoaktiven Substanzen gemacht. Regelmässiger Substanzkonsum von mehr als eine Substanz ist bei den 11- bis 15-Jährigen wenig verbreitet. Bei den 11- bis 13-Jährigen gibt es kaum Jugendliche, die für die letzten 30 Tage einen zehnmaligen oder häufigeren Alkohol- und/oder Zigarettenkonsum angaben. Bei den 14- bis 15-Jährigen beträgt der Anteil jener, die von den drei Substanzen Alkohol, Zigaretten und Cannabis mindestens zwei in den letzten 30 Tagen regelmässig konsumiert hatten, weniger als 5 Prozent. In dieser Altersgruppe steht der zehnmalige oder häufigere Konsum in den vorangegangenen 30 Tagen meistens in Zusammenhang mit Zigaretten. 80% der 14- und 15-Jährigen konsumierten keine der drei Substanzen häufiger als neun Mal innerhalb von 30 Tagen (Windlin & Delgrande Jordan, 2013).

Die aktuellsten HBSC-Daten geben Hinweise darauf, dass zwischen 2010 und 2014 der Anteil der Jugendlichen, die bisher gar keine psychoaktiven Substanzen konsumiert haben, deutlich zugenommen hat, während der Anteil der Jugendlichen mit multiplem Substanzkonsum abgenommen hat (Marmet et al., 2015b).

Daten der Zürcher Kohortenstudie ZAPPS (Zurich Adolescent Psychology and Psychopathology Study) zeigen jedoch auf, dass der problematische Substanzkonsum von Tabak, Alkohol und Cannabis im Verlauf der Adoleszenz (11 bis 18 Jahre) rasch ansteigt und sich dann im frühen Erwachsenenalter stabilisiert. Die Autoren schliessen daraus, dass dieses kurze Zeitfenster wesentlich ist für die Prävention einer weiteren Progression in die Abhängigkeit (Eschmann et al., 2011). Eine weitere Kohortenstudie zeigt, dass Rauchen in vielen Fällen dem Konsum von Alkohol und anderen illegalen Drogen vorangeht (Levine et al., 2011). Dabei scheint Rauchen neuroplastische Veränderungen im Gehirn zu bewirken, und diese Veränderungen sind im jugendlichen Gehirn besonders stark. Diese Gehirnveränderungen werden als eine (von vielen) Ursache(n) für den weiteren Konsum verschiedener Substanzen gesehen. Rauchen wird auf dieser Grundlage als Einstiegsdroge eingestuft.

5. Entwicklungstheoretische Aspekte: Wer bin ich, was will ich und wie bin ich geworden, wer ich bin?

Entwicklungstheorien und entwicklungspsychologische Forschung haben grosse Relevanz für die Prävention des Tabakkonsums. Diese Relevanz lässt sich in der Literatur anhand dreier Aspekte aufzeigen.

Entwicklung über die Lebensspanne: Risikofaktoren, aus einer Entwicklungsperspektive betrachtet, umfassen Entstehungsbedingungen, die bereits vor Eintreten der Adoleszenz bzw. vor der Initiierung des Rauchverhaltens auftreten können und bis auf die Geburt, oder sogar auf Umstände vor der Geburt des Kindes, zurückgehen können. Die Unterscheidung zwischen den Entstehungsbedingungen, die den Einstieg in den Tabakkonsum begünstigen einerseits und den aufrechterhaltenden Bedingungen, die zu einem fortwährenden Rauchverhalten führen andererseits, ist dabei wichtig. Viele Entwicklungstheorien gehen von einem Phasen- oder Stufenmodell aus. In jeder Phase oder Stufe müssen die für diese Phase typischen Entwicklungsprozesse, die – je nach Autor – mit „psychosozialen Krisen“ (Erikson, 1973) oder „Entwicklungsaufgaben“ (Havighurst, 1972) bezeichnet werden. Eine gelungene Bewältigung einer Entwicklungsaufgabe führt zur persönlichen Zufriedenheit und ermöglicht das Lösen späterer Entwicklungsaufgaben, während ein Versagen das Individuum unglücklich macht, zu einer gesellschaftlichen Missbilligung und zu späteren Schwierigkeiten bei der Lösung neuer Entwicklungsaufgaben führt. Für die Prävention ist es wichtig zu erkennen, welche Rolle die Entwicklungsaufgaben bzw. deren Bewältigung in Bezug auf die Entstehungsbedingungen und aufrechterhaltenden Bedingungen eines späteren Tabakkonsums spielen und ob es ein altersphasenspezifisches Risiko gibt.

Normative und non-normative Ereignisse: Entwicklungstheorien fokussieren vor allem auf solche Lebensübergänge, die für jedes Individuum gleich sind und welche die Erwartungen der Gesellschaft widerspiegeln (z.B. Eintritt in die Schule; biologische Reifung in der Pubertät). Diese werden hier als "normative Ereignisse" gekennzeichnet. Daneben gilt es auch non-normative Ereignisse wie z.B. Migration, Naturkatastrophen, Unfall, Krankheit oder Tod von wichtigen Bezugspersonen, mit ins Blickfeld zu nehmen. Diese sind insbesondere für die zielgruppenspezifische Prävention wichtig, wenn es um die Frage geht, welche (potenziellen) Zielgruppen es gibt und welche zielgruppenspezifischen Massnahmen gegebenenfalls erforderlich sind.

Biologische Reifung und Einflüsse der sozialen Umwelt: Es kann zwischen der individuellen Ebene, der Ebene der Interaktion mit wichtigen Bezugspersonen und der Ebene des weiteren sozialen Umfelds unterschieden werden. Moderne Entwicklungstheorien betrachten nicht nur die individuelle Ebene, sondern beziehen die Einflüsse des sozialen Kontexts mit ein. Auf der individuellen Ebene spielen biologische Faktoren, ggf. das Vorliegen einer genetisch bedingten Vulnerabilität, eine wichtige Rolle. Auf der Ebene der Interaktion der Bezugspersonen spielt in der Kindheit die Entwicklung der Bindung eine wichtige Rolle. Im Nachfolgenden wird anhand der Literatur gezeigt, wie der Bindungsstil mit dem Rauchverhalten zusammenhängt. Diese Erkenntnisse sind auch deshalb wichtig, weil sie die Bedeutsamkeit von frühen Interventionen für die Prävention des Tabakkonsums unterstreichen.

Entwicklungstheoretische Aspekte beziehen sich auf die Entwicklung über die Lebensspanne, normative und non-normative Ereignisse, biologische Reifung, die Einflüsse der sozialen Umwelt und deren Wechselwirkungen.

5.1. Individuelle Ebene: Persönliche Vulnerabilität

Aus Zwillingsstudien geht hervor, dass es für die Vererbung von substanzbezogenen Störungen kritische genetische und umweltbezogene Komponenten gibt. In einer Übersichtsarbeit legen Meyers et al. (2010) dar, dass es eine Vielzahl von Genen gibt, die untereinander wie auch mit ihrer biologischen und externen Umwelt interagieren und so ein Individuum mehr oder weniger anfällig für Suchterkrankungen machen. Der Anteil der Vererbung variiert zwischen Substanzen, Populationen, Alter und Geschlecht (Meyers & Dick, 2010). In Bezug auf den Konsum von Tabak ist der Faktor Vererbung weniger wichtig für den Einstieg in das Rauchen als vielmehr für regelmässiges Rauchen. Zwillingsstudien weisen auch darauf hin, dass die relative Wichtigkeit genetischer Faktoren und Umweltbedingungen sich im Verlauf der Entwicklung ändern (Kendler et al., 2011; Meyers & Dick, 2010). Der Einfluss der Umweltfaktoren war deutlich stärker in der frühen und mittleren Adoleszenz als in späteren Perioden (Kendler et al., 2011). Mehrere Zwillingsstudien zeigen übereinstimmend, dass die Überschneidungen von Verhaltensproblemen in der Kindheit und späteren Alkoholproblemen auf gemeinsame genetische Faktoren zurückgeführt werden können (Meyers & Dick, 2010). Dies legt nahe, dass Verhaltensprobleme in der Kindheit eine frühe Manifestation einer zugrundeliegenden Prädisposition für spätere Probleme im Umgang mit Substanzen sein könnten. Kendler et al. (2011) fanden, dass der genetische Effekt bei signifikanten Gen-Umweltinteraktionen verstärkt war, wenn soziale Restriktionen minimal waren (tiefe elterliche Aufsicht, tiefes prosoziales Verhalten, tiefe Eltern-Kind Bindung), oder wenn das Umfeld leichteren Zugang zu Substanzen ermöglichte und zum Konsum ermutigte (Kendler et al., 2011).

Der Beginn des Substanzkonsums in der Adoleszenz fällt zeitlich zusammen mit einer kritischen Reifungsperiode des Gehirns. Während dieser Zeit finden im Gehirn tiefgreifende Entwicklungsprozesse statt, die von Substanzkonsum beeinflusst werden (Paulus & Tapert, 2010; Zimmermann et al., 2008). Synaptische Verbindungen werden verfeinert und bestehende Verbindungen wieder abgebaut, und zwar unter dem Einfluss von Geschlechts- und Stresshormonen. Dies betrifft Nervenzellen, die über Dopamin, Glutamat und GABA⁸ kommunizieren. Diese neuronalen Reifungsprozesse können das Risiko für substanzbedingte Veränderungen der Gehirnstruktur erhöhen. Veränderungen betreffen insbesondere den präfrontalen Kortex und den Hippocampus. Der präfrontale Kortex ist wichtig für die Kontrolle von impulsivem Handeln, für die Entwicklung von zielgerichtetem Verhalten und für die emotionale Verarbeitung von Erlebtem. Der Hippocampus ist von zentraler Bedeutung für Lernen und Gedächtnis (Zimmermann et al., 2008). In verschiedenen Studien konnte denn auch ein Zusammenhang festgestellt werden zwischen dem Konsum von Alkohol, Cannabis, Ecstasy und Stimulantien während der neuronalen Entwicklungsphase und einer Reihe von strukturellen und funktionellen Beeinträchtigungen des Gehirns (Paulus & Tapert, 2010). Physiologische Veränderungen des Gehirns durch das Rauchen sind ebenfalls nachgewiesen (Levine et al., 2011).

Verhaltensstörungen mit Beginn in der Kindheit und Jugend gehören zu den stärksten individuellen Risikofaktoren für Abhängigkeitserkrankungen (Zimmermann et al., 2008). Die bisherige Forschung zeigt, dass die Manifestation von Verhaltensstörungen in der Kindheit den Substanzkonsum in der Adoleszenz beschleunigt (Thatcher & Clark, 2010). Es wird vermutet, dass die effektive Behandlung von Verhaltensstörungen im Kindesalter den Einstieg in den Alkohol- und Drogenkonsum verlangsamen könnte (Thatcher & Clark, 2010;

Bei der Vererbung substanzbezogener Störungen spielt die biologisch-genetische Veranlagung in Wechselwirkung mit der Umwelt eine wichtige Rolle. Der Beginn des Substanzkonsums in der Adoleszenz fällt mit einer kritischen Reifungsperiode des Gehirns zusammen.

⁸ Neurotransmitter γ -Aminobuttersäure (aus Gamma-aminobutyric acid)

Zimmermann et al., 2008). In der Zürcher Kohortenstudie ZAPPS (Zurich Adolescent Psychology and Psychopathology Study) waren externalisierende und internalisierende Verhaltensprobleme im Alter von 13 Jahren Prädiktoren für problematischen Substanzkonsum in der späteren Adoleszenz (Eschmann et al., 2011). Als eine Facette des problematischen Substanzkonsums wurde in der Studie tägliches Rauchen untersucht. In einer weiteren longitudinalen Untersuchung zur Entstehung von Substanzmissbrauch im frühen Erwachsenenalter waren ebenfalls externalisierende Symptome im Alter von acht und 13 Jahren zentrale Prädiktoren für Suchtsymptome im Alter von 18 Jahren. Diese wirkten einerseits direkt auf den Substanzmissbrauch der 18-Jährigen, zum anderen aber auch indirekt über psychosoziale familiäre Belastungen (Escher et al., 2008).

Verschiedene Studien zeigten bereits in den 1980er und 1990er Jahren, dass Dimensionen des Temperaments, gemessen im Kleinkindalter, assoziiert sind mit späterem problematischem Substanzkonsum (Wills & Ainsworth, 2010). Gemäss Wills et al. werden in der Forschung meistens fünf bis sechs Dimensionen des Temperaments unterschieden wie Aktivitätslevel, negative Emotionalität, Rigidität, Aufmerksamkeit, positive Emotionalität, Approach/Sociability (Deutsch: Geselligkeit). Erklärt wird dies dadurch, dass Dimensionen des Temperaments in der frühen Kindheit mit der Entwicklung von Selbstregulation bzw. komplexen Selbstkontroll-Fähigkeiten verknüpft ist, die wiederum den Kontakt mit Risikofaktoren und mit protektiven Faktoren für Substanzkonsum beeinflussen (Wills & Ainsworth, 2010).

Eine longitudinale Studie mit 12 bis 13 Jahre alten dänischen Schülerinnen und Schülern untersuchte den Zusammenhang zwischen Persönlichkeitsmerkmalen und dem Konsum von Alkohol und Tabak (Malmberg et al., 2013). Bereits in diesem Alter wurde ein Zusammenspiel von Sensationssuche und Impulsivität mit Alkoholkonsum, Binge Drinking und Tabakkonsum beobachtet. Dabei war Sensationssuche insbesondere relevant für den Beginn des Substanzkonsums, während Impulsivität sich als Risikofaktor für den späteren Konsum erwies.

5.2. Interaktion mit wichtigen Bezugspersonen

Frühe Kindheitserfahrungen

In der frühen Kindheit entwickelt der Säugling in der Interaktion mit fürsorglichen Bezugspersonen ein Gefühl des Vertrauens, bzw. die Sicherheit, dass die Welt gut ist. Wenn nicht fürsorglich mit dem Säugling umgegangen wird und er zu lange auf Trost warten muss, entwickelt er ein Gefühl von Misstrauen. Freud nannte diese Phase die orale Phase, die gekennzeichnet wird durch Saugverhalten (Berk, 2005). Freud sah einen Zusammenhang zwischen Nicht-Befriedigung und Nägelkauen, Daumenlutschen und im späteren Lebensverlauf übermässigem Essen und Rauchen. Die empirische Evidenz spricht jedoch nicht für diese These. So fand eine Studie bei 87 Teilnehmern keinerlei Zusammenhang zwischen erweiterter Brusternährung und Rauchen im späteren Alter (Torres, 2003). Dies bedeutet aber keineswegs, dass frühe Kindheitserfahrungen für die Entstehung eines Suchtverhaltens keine Rolle spielen. In einer Untersuchung, die in San Diego durchgeführt wurde und an der mehr als 17'000 Erwachsene der amerikanischen Mittelschicht teilnahmen, zeigte sich, dass drei verbreitete Suchtkategorien, nämlich Tabakkonsum, Alkoholkonsum und das Spritzen illegaler Drogen verhältnismässig eng mit spezifischen belastenden Erfahrungen in der Kindheit zusammenhängen (Felitti, 2003). Belastende Kindheitserfahrungen (ACE = Adverse Childhood Experiences) wurden mittels einer Skala gemessen, die acht Kategorien belastender Kindheitserfahrungen umfasste:

In der Interaktion mit wichtigen Bezugspersonen kann bereits in der Kindheit der Nährboden für einen späteren Substanzkonsum gelegt werden. Dies geht aus der Forschung über den Einfluss von frühen negativen Kindheitserfahrungen und aus der Bindungsforschung hervor. Ein ängstlich-vermeidender Bindungsstil scheint mit einem erhöhten Risiko für Suchtverhalten zusammenzuhängen.

- wiederholter und schwerer körperlicher Missbrauch
- wiederholter und schwerer emotionaler Missbrauch
- sexueller Missbrauch

Aufwachsen in einem Haushalt

- mit einem Alkoholiker oder Drogenkonsumenten
- mit einem Familienmitglied im Gefängnis
- mit einem geistig kranken, chronisch depressiven oder einem in eine Anstalt eingewiesenen Familienmitglied
- in dem die Mutter körperlich misshandelt wird
- in dem beide biologische Eltern nicht vorhanden waren.

Die folgende Abbildung 4 zeigt den Zusammenhang des Belastungswerts und dem gegenwärtigen Rauchen (zutreffend oder nicht zutreffend). Der Zusammenhang ist hochsignifikant und macht deutlich, wie das Rauchen bei steigender Anzahl unterschiedlicher negativer Erfahrungen zunimmt. Insgesamt zeigte sich, dass die Wahrscheinlichkeit zu rauchen bei Personen, die vier oder mehr unterschiedliche belastende Kindheitserfahrungen berichteten, mehr als zweimal so hoch war verglichen mit den übrigen Personen ($OR = 2.2$, $p \leq .001$). Bei den anderen Substanzen zeigten sich ähnliche Ergebnisse. Die Autoren vertreten die Position, dass die Ursachen der Sucht in den negativen Kindheitserfahrungen zu verorten sind und dass das Suchtverhalten als eine Art Selbstmedikation gegen die Folgen dieser Erfahrungen aufgefasst werden soll (Felitti, 2003: 555).

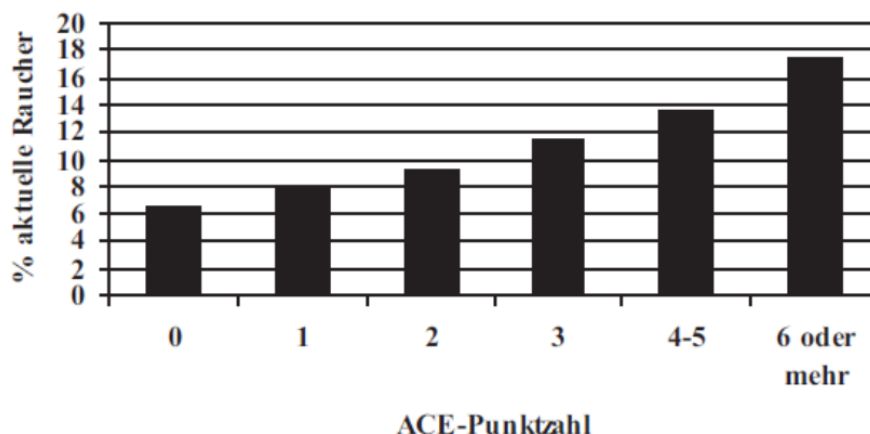


Abbildung 4: Adverse Childhood Experiences ACE-Punktzahl und Anteil der aktuell Rauchenden.
(Quelle: Felitti, 2003)

Bedeutung des Bindungsstils

Eine wichtige Entwicklungsaufgabe ist in diesem Alter die Entwicklung einer sicheren Bindung. Nach Bowlby baut sich innerhalb des ersten Jahres nach der Geburt ein starkes emotionales Band, das einen evolutionären Ursprung hat, zwischen der Mutter (bzw. einer zentralen Bezugsperson) und dem Kind auf. Bestimmte Verhaltensweisen wie Lächeln, Weinen, Greifen und Blickkontakt sind die angeborenen Signale des Kleinkindes, mit denen es die Verbindung zu seiner Bezugsperson herstellt und aufrechterhält. Diese Signale haben eine wichtige Überlebensfunktion, indem sie die Nähe zur Mutter sichern

und den Säugling vor Bedrohungen schützen. Eine sichere Bindung zwischen Mutter und Kind baut sich dann auf, wenn die Mutter feinfühlig reagiert, d.h. die Signale des Kindes erkennt, richtig interpretiert und prompt und angemessen reagiert. Die frühen Erfahrungen des Kindes mit den nahen Bezugspersonen werden zu internalen Arbeitsmodellen ("internal working models") verinnerlicht, welche die späteren Beziehungen prägen (Berk 2005: 258, vgl. De Wolff & Van IJzendoorn, 1997). Anhand eines klassischen Experiments, der „fremden Situation“, identifizierten Ainsworth et al. vier verschiedene Bindungsmuster. (1) Die *sichere Bindung* kennzeichnet sich durch ein exploratives Verhalten in Anwesenheit der Mutter, Trauer bei kurzer Abwesenheit und das Suchen von Trost, gefolgt von erneutem explorativem Verhalten nach ihrer Wiederkehr. Zwei Formen *unsicherer Bindung* werden unterschieden: (2) die *unsicher-vermeidende Bindung*, bei der die Kinder wenig auf die Bezugsperson zu reagieren scheinen und sich bei deren Rückkehr abwenden und sich nicht trösten lassen; (3) die *unsicher-ambivalente Bindung*, bei der sich Kinder an die Mutter klammern, bei der Trennung heftig weinen und bei der Wiedervereinigung mit einer Mischung von Annäherungsverhalten und heftigen Aggressionen reagieren. (4) Ein weiteres Muster ist der *desorganisierte Bindungsstil*; diese Kinder zeigen konfuse Verhaltensweisen oder erstarren beim Anblick der Mutter. Die Bindungsstile werden zu (positiven oder negativen) internalen Arbeitsmodellen verinnerlicht, die bis ins Erwachsenenalter die engen Beziehungen prägen können. Stress in der Familie (z.B. aufgrund niedrigem Einkommen oder elterlichen Konflikten) kann sich nachteilig auf die Bindungsmuster der Kinder auswirken. Etwa 60% der Kinder verfügen über einen sicheren Bindungsstil (Ainsworth et al., 1991).

Im anglo-amerikanischen Raum untersuchte eine Reihe von Studien den Zusammenhang zwischen verschiedenen Bindungsstilen und Substanzkonsum. Bei manchen Untersuchungen wird eine Taxonomie von Bindungsstilen verwendet, welche zusätzlich zu dem unsicher-vermeidenden Bindungsstil (siehe (2) oben) einen *ablehnend-vermeidenden Bindungsstil* („dismissive avoidant“) und einen *ängstlich-vermeidenden Bindungsstil* („fearful avoidant“ oder „anxious-avoidant“) unterscheidet (Bartolomew & Horowitz, 1991). Personen mit einem ablehnend-vermeidenden Bindungsstil neigen dazu, sich zurückzuziehen und sich zu isolieren, verneinen dabei ihr Bedürfnis nach Nähe und die Ängste, die damit verbunden sind, während Personen mit einer ängstlich-vermeidenden Bindung das Bedürfnis nach Nähe und bei Annäherung auch eine starke Verlustangst spüren.

Schindler und Kollegen (2005) thematisieren in ihrem Reviewartikel, unter Bezugnahme auf das Modell von Bartolomew, die unterschiedlichen Zusammenhänge zwischen ablehnend-vermeidendem (dismissing avoidant), bzw. ängstlich-vermeidendem (fearful avoidant) Bindungsverhalten einerseits und Substanzkonsum andererseits. Nur bei einem ängstlich-vermeidenden Bindungsstil stellten sie einen deutlichen Zusammenhang mit Substanzkonsum fest, während bei einem ablehnend-vermeidendem Bindungsstil ein solcher Zusammenhang nicht gefunden werden konnte. Diese Ergebnisse wurden folgendermassen erklärt: Personen mit einem ablehnend-vermeidendem Bindungsstil sind offenbar in der Lage, ihr Bindungssystem gleichsam zu deaktivieren und ihre Bedürfnisse nach Nähe zurückzustellen, was zwar mit Isolierung und sozialer Entfremdung ("social alienation") einhergeht, jedoch bewirkt, dass unangenehme Emotionen nicht mehr gespürt werden müssen. Personen mit einem ängstlich-vermeidenden Bindungsstil hingegen verfügen nicht über diese Fähigkeit, ihr Bindungsbedürfnis ohne weiteres zurückzustellen. Insbesondere diese Personen brauchen Substanzen, um mit den emotionalen Spannungen, welche die Verlustängste mit sich bringen, umgehen zu können (Schindler et al., 2005: 216f.)

In einer Studie bei 71 drogenabhängigen Adoleszenten im Alter von 14 bis 25 Jahren wies die Gruppe der Drogenabhängigen im Vergleich zur Kontrollgruppe einen signifikant höheren Score auf der ängstlich-vermeidenden Skala auf, während es bezüglich den anderen Bindungstypen keine Unterschiede zur Kontrollgruppe gab (Schindler et al., 2005: 219f.).

In einer Studie von Kassel und Kollegen zum Substanzkonsum von Universitätsstudierenden gab es signifikante, wenn auch moderate Korrelationen zwischen ängstlich-vermeidender Bindung und dem Zigarettenrauchen, und zwar in Bezug auf Häufigkeit ($r = -.22$) und stressbedingten Konsum ($r = .26$). Bei Alkohol und Marihuana waren die entsprechenden Korrelationen nicht signifikant. In dieser Studie konnte mit Hilfe eines Pfadmodells gezeigt werden, dass der Einfluss einer ängstlich-vermeidenden Bindung auf das Rauchverhalten durch eine Beeinträchtigung des Selbstwertgefühls („self-esteem“) vermittelt wird (Kassel et al., 2007: 1170f.). In Anlehnung an Oetting und Donnermeyer wird das Ergebnis dadurch erklärt, dass ängstlich-vermeidend gebundene Kinder wegen ihrem niedrigen Selbstwertgefühl zwecks Akzeptanz in der Peer-Gruppe eher dazu neigen, das Konsumverhalten ihrer Kommilitonen zu übernehmen (Kassel et al., 2007, siehe auch Oetting & Donnermeyer, 1998).

Die zitierten Studien legen nahe, dass der Nährboden für ein späteres Suchtverhalten unter Umständen bereits in der frühen Kindheit gelegt wird. Von Interventionen im Kleinkindalter, die eine Verbesserung des Bindungsverhaltens bewirken sollen, könnte also auch bereits eine präventive Wirkung auf das Rauchen, bzw. auf die Entwicklung weiterer substanzgebundener Süchte im späteren Alter ausgehen. Die Ergebnisse aus der Bindungsforschung sind jedoch auch für die Prävention im Adoleszenzalter relevant. Schindler et al. (2005) halten fest, dass Substanzkonsum in der Adoleszenz durchaus mit einem sicheren Bindungsstil einhergehen kann, dann aber eher auf ein Experimentierverhalten hinweist. Wenn das auch fürs Rauchen zutrifft, könnte das Bindungsverhalten ein Indiz dafür liefern, welche Jugendlichen am ehesten gefährdet sind, nikotinabhängig zu werden. Eine wichtige Rolle scheinen dabei die mit negativen Gefühlen verbundenen emotionalen Spannungen ("emotional distress") zu spielen.

Negative Gefühle und Rauchen

Negative Gefühle wie Depression, Ängstlichkeit und Stressempfinden stehen in einer engen Beziehung zum Rauchen. Jugendliche, die negative Gefühle erleben, haben ein hohes Risiko, mit dem Rauchen zu beginnen und das Rauchen zu steigern (Audrain-McGovern et al., 2009). Die Erwartung, dass das Rauchen entspannt und die Stimmung verbessert, hängt ebenfalls mit einem hohen Risiko, mit dem Rauchen zu beginnen und mit gesteigertem Rauchen zusammen (Heinz, A.J. et al., 2010). Dabei wurde auch die Rolle der rauchenden Peers miteinbezogen; diese moderieren den Zusammenhang zwischen Depression und Rauchen. Viele rauchende Peers führen zu vermehrtem Rauchen im späteren Alter und gleichzeitig – interessanterweise – zu weniger Depression. Die Grösse des sozialen Netzwerkes hat damit – auch wenn die Netzwerkmitglieder rauchen – einen protektiven Effekt auf die Entstehung einer Depression. Andere Studien untersuchten die Wirkrichtung, ob Rauchen zu negativen Gefühlen führt. In einer Untersuchung von Jamal und Kollegen (Jamal et al., 2011) war ein frühes Einstiegsalter in das Rauchen mit den später auftretenden negativen Gefühlen verbunden. Starkes Rauchen ist zudem ein entscheidender Prädiktor für eine Steigerung von depressiven Symptomen (Windle & Windle, 2001). Die bidirektionalen Einflüsse – negative Gefühle führen zu Rauchen und Rauchen führt zu negativen Gefühlen wie Depression und Angst – sind insgesamt gut belegt, und sie weisen darauf hin, dass Kinder und Jugendliche mit emotionalen

Problemen in der Tabakprävention besonders berücksichtigt werden sollten. Unklar bleibt allerdings, ob dem Rauchen und den negativen Gefühlen eine gemeinsame Ursache zugrunde liegt, ob Rauchen als Selbstmedikation gegen negative Gefühle eingesetzt wird bzw. ob die Veränderungen im Neurotransmittersystem durch negative Gefühle sowie durch das Rauchen sich gegenseitig verstärken.

5.3. Die Rolle der Lebensphasen; altersphasentypische Devianz

Nach Havighurst (1972) ergeben sich die Entwicklungsaufgaben aus verschiedenen, aufeinander aufbauenden Prozessen: (1) Physische Reifung, darunter sind biologische Veränderungen zu verstehen, wie die Entwicklung der Motorik bei Kleinkindern oder Veränderungen während der Pubertät; (2) gesellschaftliche Aufgaben wie Schuleintritt oder Aufnahme einer beruflichen Tätigkeit; (3) Wertvorstellungen und Ziele des Individuums, wie z.B. das Streben nach Gerechtigkeit. Wie oben bereits erwähnt, widerspiegeln die Entwicklungsaufgaben die Erwartungen des sozialen Umfeldes bzw. der Gesellschaft und sind in diesem Sinne als "normativ" zu bezeichnen. Probleme treten dann auf, wenn das Individuum eine Entwicklungsaufgabe nicht erfüllen kann. Neben der gesellschaftlichen Missbilligung kann sich dies auch auf die Bewältigung späterer Aufgaben negativ auswirken.

Wenn Entwicklungsaufgaben nicht bewältigt werden, vergrößert dies das Suchtrisiko; umgekehrt spielt das Rauchen zur Bewältigung von Entwicklungsaufgaben im Jugendalter eine wichtige Rolle.

Eine der wichtigen Entwicklungsaufgaben für die frühe Kindheit (0 bis 2 Jahre) ist die Entwicklung von "social attachment". Diese entspricht dem Konzept der Bindung bei Bowlby, dessen Relevanz für die Entstehung eines Tabakkonsums wurde bereits ausführlich besprochen. Eine weitere wichtige Aufgabe ist die der Selbstregulation. Während dies im Kleinkindalter v.a. die motorische Regulation betrifft, wird in späteren Lebensphasen die Selbstregulation auch im psychischen Bereich (Affektregulation) wichtig. Im mittleren Schulalter (6 bis 12 Jahre) stehen als wichtige Aufgaben die kognitiven Leistungen (schulischen Leistungen) im Vordergrund und das sich Ausrichten an längerfristigen Zielen (auf einen Test lernen und nicht spielen gehen).

In der Literatur jüngerer Datums wird häufig zwischen einer frühen Adoleszenz (11 bis 14 Jahre), einer mittleren Adoleszenz (15 bis 17 Jahre) und einer späten Adoleszenz (18 bis 21 Jahre) unterschieden (vgl. Flammer & Alsaker, 2001). Diese Definitionen schliessen an der WHO-Definition an, die von einer Adoleszenzphase zwischen 11 und 20 Jahren ausgeht (Franzkowiak, 1987). Für die Beschreibung des Tabakkonsums erscheint diese Einteilung besonders geeignet. In der frühen Adoleszenz beginnt die Ablösung von den Eltern und der Familie und der Aufbau der stärkeren Fähigkeit zu intimen Beziehungen in Peer-Gruppen. Gleichzeitig beginnt in der frühen Adoleszenz der Probierkonsum. Die Motive zum Einstieg (Initiation) haben meist einen experimentellen und einen symbolischen Charakter. Sie haben die doppelte Funktion, sich einerseits zu distanzieren und andererseits sich dem Erwachsenenstatus anzunähern und enthalten somit ein Reifeversprechen und einen Oppositionscharakter ("Reiz des Verbotenen").

Rauchen hat verschiedene identitätsstiftende *Signalfunktionen*:

„Zunächst sind Zigaretten Bestandteil eines sozialen Geschehens im Kreise Gleichgesinnter, erfüllen dort Kontakt-Funktionen, symbolisieren Zusammengehörigkeit und gemeinsam verbrachte freie Zeit – in der ‚Pause‘, beim gemütlichen Zusammensein, in der heftig gepafften Disko-Runde. Sodann dienen sie als Zeichen einer ‚Reife‘, des Gehens mit der Zeit, der Emanzipation, dem Nachweis, Stress und Verantwortung bewältigen zu müssen.“ (Quensel, 2010: 281f.)

In der mittleren Adoleszenz stehen die Identitätsbildung und die Erarbeitung eines Gesamtentwurfs des eigenen Lebens als wichtige Entwicklungsaufgabe im Zentrum. Das Rauchen verliert allmählich seine Funktion als Reife- und Oppositionssymbol, subjektives Empfinden (Genuss, Entspannung, persönliche Entlastung, Kompensation bei Stress) wird wichtiger; es findet eine Stabilisierung des Rauchverhaltens statt. In der Spätadoleszenz schliesslich tritt bei regelmässigem Konsum die Habitualisierung ein, d.h. eine Gewöhnung und ein möglicher Einstieg in die Abhängigkeit (vgl. Franzkowiak, 1987, S. 77f.).

Aus den obigen Überlegungen könnte leicht der Schluss gezogen werden, dass das Rauchverhalten während der Adoleszenz in abnehmendem Masse vom Verhalten der Eltern und in zunehmendem Masse vom Rauchen der Peers beeinflusst wird. Jedoch zeigen verschiedene Studien diesbezüglich unerwartete Ergebnisse. In einer US-amerikanischen Studie von Villanti et al. (2011) bei 27'933 Kindern und Jugendlichen (NYTS, National Youth Tobacco Survey) konnte nachgewiesen werden, dass der Einfluss der Peers auf das Rauchverhalten – im Gegensatz zu den Erwartungen – beim Übergang von der frühen in die mittlere Adoleszenz nicht zu-, sondern abnimmt, während der Einfluss des "Rauchens zu Hause" (von Familienmitgliedern, darunter Eltern) konstant bleibt (Villanti et al., 2011) (vgl. Kapitel 3.1 und 3.3).

In einer US-amerikanischen Längsschnittstudie wurde bei 1'001 Jugendlichen im Adoleszenzalter Einflüssen auf das Rauchverhalten mittels eines zweistufigen linearen Wachstumskurvenmodells nachgegangen. Hier wurden zwei Entwicklungsphasen unterschieden, eine vor und eine nach dem Schulwechsel von der Junior High School in die High School, welche im 14. bis 15. Lebensjahr stattfand. Die Befunde zeigten, dass es in Bezug auf den Einfluss des Freundeskreises auf das Rauchen Unterschiede zwischen den Geschlechtern gab: In der zweiten Phase wurde dieser Einfluss bei den Jungen stärker, bei den Mädchen nahm er jedoch ab. Auffallend war, dass sich der Einfluss der Gleichaltrigen auf das Rauchverhalten nach dem Schulwechsel sowohl bei den Jungen als auch bei den Mädchen bei einer kontinuierlichen Zunahme des Rauchverhaltens deutlich verringerte. Der nachlassende Einfluss des Peerverhaltens beim Schulwechsel suggeriert gemäss den Autorinnen und Autoren, dass dieser Zeitpunkt für Interventionen optimal geeignet ist. Jedoch wird betont, dass sich Interventionen auf jeden Fall auch auf die Eltern richten sollen, was sich damit begründen lässt, dass der Einfluss des elterlichen Rauchens in der zweiten Phase zwar abnahm, jedoch auch bei der letzten Messung noch immer signifikant war. Die Teilnahme an einem Interventionsprogramm in der ersten Phase zeigte in dieser Studie indessen keine signifikanten Effekte (vgl. Liao et al., 2013).

Diese Studie ist deshalb wichtig, weil sie eine der wenigen ist, die den Einfluss des elterlichen Rauchverhaltens und das Rauchverhalten der Gleichaltrigen mittels eines Längsschnittdesigns untersucht. Weiter liefert sie ein gutes Beispiel dafür, dass altersspezifische Einflüsse nicht nur biologisch, sondern auch sozial bedingt sind: Der Schulwechsel und die damit einhergehende Änderung des Einflusses der Peer-Gruppe zeigen dies deutlich.

5.4. Identität und Werte: wer bin ich und was will ich

Identität und Identitätsentwicklung?

In der mittleren Adoleszenz ist die Bildung einer Identität eine wichtige Entwicklungsaufgabe. Zum Begriff der Identität existieren unterschiedliche Definitionen. Nach einer (entwicklungs-)psychologischen Definition (Erikson, Erik Homberger, 1994) wird unter „Identität“ verstanden: „dass man weiss, wer man ist und wie man in diese Gesellschaft passt“. Bei Erikson bildet Identität die fünfte Stufe eines Stufenmodells der psychosozialen Entwicklung. Aufgabe der Adoleszenten ist das Integrieren des Wissens über sich selbst und die Welt, damit ein kohärentes Selbstbild entsteht, das für sie selbst und für die Gesellschaft stimmt. Gelingt diese Integration, entsteht eine kohärente Identität, misslingt diese jedoch, führt dies zur Zurückweisung seitens des sozialen Umfelds und zum Rückzug der Jugendlichen ("Identitätsdiffusion").

Eine soziologische Definition, welche die Wichtigkeit der Rollenbildung und -aushandlung in den Vordergrund rückt, liefert Lothar Krappmann: Er versteht unter Identität eine Leistung, die das Individuum als Bedingung erbringen muss, um an Kommunikations- und Interaktionsprozessen teilnehmen zu können. „Damit das Individuum mit anderen in Beziehungen treten kann, muss es sich in seiner Identität präsentieren; durch sie zeigt es, wer es ist“ (Krappmann, 2000). Menschen verhalten sich in unterschiedlichen Kommunikationsprozessen – je nach Interaktionspartnern – unterschiedlich; die eigene Identität dient dazu, sich zu präsentieren und wird in der aktuellen Situation, und unter Berücksichtigung des Erwartungshorizontes der Partner, interpretiert. Laut Krappmann werden Rollen ausgehandelt, indem die eigenen Erwartungen und die Erwartungen der sozialen Umgebung aufeinander bezogen werden. Dabei spielen Empathie, Rollendistanz, Ambiguitätstoleranz und die Fähigkeit, die eigene Identität darzustellen, eine entscheidende Rolle. Mit seinem Identitätsentwurf versucht das Individuum, „eine Interpretation der Situation durchzusetzen, die seinen Handlungsmöglichkeiten und Absichten möglichst weitgehend entspricht“ (Krappmann, 2000: 12). Im Vergleich zu Erikson ist die Identitätsauffassung bei Krappmann situationsgebundener und, je nach Lebensbereich oder sozialer Gruppe, unterschiedlich; Identität ist das Ergebnis einer kreativen Auseinandersetzung.

Pinquart & Sibereisen (2002) gehen der Frage nach, welche Funktion das Gesundheitsverhalten für die Bewältigung von Entwicklungsaufgaben im Jugendalter hat. Als wesentlich für die Aufgabe der Identitätsentwicklung erachten sie das Ausprobieren neuer Verhaltensweisen und die Suche nach bewusstseinsweiternden Erfahrungen und Erlebnissen, zusammen mit dem Ausdrücken eines persönlichen Stils und einer Steigerung des Selbstwertgefühls.

Der Ablösungsprozess von der eigenen Herkunftsfamilie lässt sich als Auseinandersetzung der nachwachsenden Generation der Jugendlichen mit der Kultur der Erwachsenen verstehen (vgl. Kapitel 3 und 5.3). Jugendliche entwickeln in Auseinandersetzung mit der soziokulturellen Umwelt eine Vorstellung davon, wer sie sind oder sein möchten, was sie erreichen wollen und welche Dinge ihnen wirklich wichtig sind. Das Risiko des Rauchens (z.B. Erwischtwerden, Konflikte mit den Eltern) erscheint dabei für die rauchenden Jugendliche im Verhältnis zum möglichen Gewinn gering und steigert gleichzeitig die Attraktivität des Rauchens, weil es dadurch den Charakter einer Mutprobe erhält. Das relativ geringe Risiko bestätigt sich, wenn Erwachsene rauchen, während die Mutprobe durch die schwarz umrandete Warnung auf der Zigarettenpackung bekräftigt wird (Quensel, 2010: 282). Diese Verhältnisse treffen vor allem für die frühe Adoleszenz zu. Wie

Zur Identitätsbildung finden Aushandlungsprozesse statt, bei denen Tabakkonsum zur Bestätigung der eigenen, beziehungsweise der Gruppenidentität, eine wichtige Signalfunktion übernimmt. Diese Prozesse entscheiden auch darüber, welche Genussmittel bevorzugt werden.

Franzkowiak (1987) bereits betont, ist der Stellenwert gesundheitlicher Überlegungen in diesem Alter eher gering.

Aus einer Gesundheitsperspektive markiert die mittlere Adoleszenz eine Übergangsphase. „Identität“ lässt sich hier in Anlehnung an Pinquart und Silbereisen (2000) in drei Dimensionen erfassen: (1) kognitiv: „wer bin ich“; (2) affektiv: die positive oder negative Bewertung der eigenen Person, die Selbstachtung: „was bin ich wert“; (3) handlungsgerichtet: die Selbstwirksamkeitserwartungen „was will/kann ich“. In dieser Phase fluktuieren diese Vorstellungen stark. In der Aushandlung mit der Umgebung wird auch die Zugehörigkeit zu einer Gruppe, deren Werte der Heranwachsende übernehmen möchte, zum Gegenstand dieser Prozesse (vgl. Pinquart & Silbereisen, 2000).

Rauchen und Alkoholkonsum können einen zentralen Symbolwert für den Statusübergang zwischen Kindheit, Jugend und Erwachsenenwerden haben und als Merkmale von Erwachsenen sein gelten. So kann Substanzkonsum zu einem „biographischen Fixpunkt“ dessen werden, wann man „etwas zum ersten Mal getan hat“ (Kötters et al., 1996: 101f.). Darüber hinaus kann das Zigarettenrauchen auch als Identitätsmerkmal dienen und als Mittel der Identitätsdarstellung. Es kann eingebettet werden in Rituale, die die Zugehörigkeit zu einer Gruppe bestätigen.

“Within the process of identity construction, cigarettes are a tool with which teenagers may create and manage such images. Adolescents hold many and varied images of smoking in relation to themselves and to other people. These images are often contradictory and internally inconsistent.” (Lloyd & Lucas, 1998: 125)

Die Identitätsentwicklung im Jugendalter wird durch zwei Prozesse gesteuert: vertikal durch den der Ablösung von den Eltern, horizontal durch die Auseinandersetzung mit Peers (vgl. Kapitel 3). Reinders (2003) ordnet diese zwei Prozesse unterschiedlichen, zumeist unverbundenen, Theorie-Strängen zu. 1) Unter dem Stichwort Transition wird Jugend zukunftsorientiert als Übergangsphase betrachtet, in der bestimmte Entwicklungsaufgaben zu lösen sind und die Jugendliche auf das spätere – ökonomisch und sozial selbstständige – Leben vorbereitet werden. Unter einem solchen Blickwinkel liegt die Bedeutung der Jugendphase in der Vorbereitung auf das Erwachsenwerden. 2) Unter dem Stichwort Moratorium wird die Jugendphase gegenwartsorientiert als eine eigenständige Lebensphase mit Eigengewicht betrachtet, in der sich spezifische soziale Lebensweisen, kulturelle Formen und Orientierungsmuster entfalten. Zentrale Sozialisationsinstanz aus der Moratoriumsperspektive ist die Peergroup. Reinders (2003: 58) geht davon aus, dass Jugendliche als „Akteure ihrer eigenen Entwicklung“ (58) die damit verbundenen Aufgaben eigenständig lösen und diese dabei unterschiedlich gewichten. Daraus ergibt sich eine „Typologie jugendlicher Entwicklungswege im Zusammenspiel von Transition und Moratorium“ (Reinders, 2003: 61) mit vier Typen: die ‚Integrierenden‘ bewegen sich sowohl in den ‚Kulturen‘ Erwachsener als auch Gleichaltriger sicher, die ‚Assimilierenden‘ ohne Peer-Bezug orientieren sich als ‚brave Streber‘ allein in der Eltern-Kultur. Die ‚Segregierten‘ orientieren sich verstärkt an der Peer-Kultur, den ‚Marginalisierten‘ bleiben beide Welten verschlossen (vgl. ausführlicher in Kapitel 3).

Werte, Haltungen, Einstellungen

Eine zentrale Entwicklungsaufgabe der Jugendphase ist der Aufbau eines Wertesystems, welches eine Auseinandersetzung mit den in der Umgebung herrschenden Wertorientierungen, die Entwicklung eigener Sichtweisen auf sich selbst und die Umwelt verlangt (vgl. Pinquart & Silbereisen, 2002). Diese Wertorientierungen können sich je nach Gruppe, der die Jugendlichen angehören oder angehören möchten, unterscheiden. Gesellschaftliche und kulturelle Werte, die dem historisch bedingten gesellschaftlichen Wandel unterliegen, bilden einen zusätzlichen Einfluss. Aufgrund gesellschaftlicher Entwicklungen können diese sich rasch ändern: So veränderte sich beispielsweise die Einstellung bei ehemals ostdeutschen Jugendlichen nach der ‚Wende‘ tiefgreifend. Solange illegale Drogen nicht verfügbar waren, stimmten die Einstellungen von Erwachsenen und Jugendlichen zu Drogen nahezu vollkommen überein. Je stärker jugendspezifische Drogen (d.h. zu dieser Zeit: Cannabis) im jugendkulturellen Umkreis genutzt wurden, desto mehr wurden diese in einer faszinierten und positiven Weise thematisiert (Kappeler et al., 1999: 227).

Die Entwicklung des Wertesystems geht mit der Identitätsentwicklung einher und beinhaltet die Auseinandersetzung mit eigenen oder gesellschaftlichen Grenzen. Es gibt verschiedene Untersuchungen (z.B. Donovan, 1996; Donovan & Costa, 1990), die zeigen, dass Jugendliche, für die Unabhängigkeit wichtiger ist als traditionelle Werte (wie Leistung oder Religion), in stärkerem Masse gesundheitliches Risikoverhalten zeigen (Pinquart & Silbereisen, 2002: 876).

Identität, Werte und Prävention

Bei der Entwicklung der Identität und der Übernahme von Werten geht es nicht nur, wie in der frühen Kindheit, um eine generelle Vulnerabilität oder um ein Prädisponiert-Sein zur Entwicklung eines süchtigen Verhaltens. Gerade in der Adoleszenz zeigen sich Unterschiede zwischen Individuen aufgrund der verschiedenen Wertesysteme in verschiedenen Gruppen. Dazu gehören auch eine Ausdifferenzierung nach Art der Substanz und eine unterschiedliche Statuszuweisung zu den verschiedenen Substanzen. In dieser Phase wird bestimmt, welche Substanzen konsumiert werden und welche nicht. Im Falle des Tabaks kann sogar die Marke eine wichtige symbolische Funktion zur Selbstdarstellung haben, ein Umstand, den die Tabakwerbung auszunutzen versucht. Präventive Massnahmen, die auf die Jugendphase ausgerichtet sind, sollen die verschiedenen Jugendkulturen im Blick behalten sowie die Strategien der Werbung berücksichtigen, damit der Signalwert des Rauchens für verschiedene Gruppen und Substanzen möglichst genau ermittelt werden kann und Interventionen darauf abgestimmt werden können.

5.5. Der Lebenslaufansatz ("Life Course Perspective")

Der Lebenslaufansatz (englisch „Life Course Perspective,“) (Elder, 1998; 1999; Elder et al., 1996; Elder & Giele, 2009), ursprünglich als ein soziologisches meta-theoretisches Modell entstanden, wurde von anderen Disziplinen weiterentwickelt und geprägt. Er hat nun auch im Gesundheitsbereich Eingang gefunden. "Lebenslauf" wird in diesem Ansatz definiert als eine Abfolge von sozial definierten Ereignissen und Rollen, die das Individuum in seinem Leben erlebt bzw. ausübt (Giele & Elder, 1998). Es wird davon ausgegangen, dass über die Lebensspanne bei jedem Menschen individuelle Lebenspfade („Trajectories“) entstehen, die durch abwechselnde Stabilität und Veränderung gekennzeichnet sind. Nicht nur genetische und/oder biologische Faktoren, sondern auch sozioökonomische Faktoren und Umweltfaktoren, können den Lebenspfad eines Individuums massgeblich bestimmen. Als wichtige Einflussgrössen werden dabei Lebensübergänge („Life Transitions“), Lebensereignisse („Life Events“) und Wendepunkte („Turning Points“) genannt. Bei einem Lebensübergang handelt es sich um eine Transition, die für den entsprechenden Menschen mit einer massgeblichen Änderung in Rolle und Status einhergeht. Unter einem Lebensereignis wird ein relativ abrupt eintretendes Ereignis verstanden, das eine gravierende und längerfristige Wirkung hat. Von einem Wendepunkt ist dann die Rede, wenn ein Lebensereignis zu einer substanziellen und andauernden Richtungsänderung im Leben eines Individuums führt (Hutchison, 2011). Darunter werden Ereignisse verstanden, die ein Individuum richtig „aus der Bahn werfen“ können, wobei Wendepunkte durchaus auch einen günstigen Effekt haben können. Die Richtungsänderung oder Diskontinuität kann also sowohl positiv als auch negativ sein. Ob ein Lebensereignis zu einem Wendepunkt wird, hängt jedoch nicht nur von objektiven Kriterien, sondern auch vom subjektiven Erleben des Individuums ab. Ein Lebensübergang kann zu einem Wendepunkt werden, wenn dieser mit Krisen, familiären Konflikten oder negativen Folgen einhergeht, ausserordentliche soziale Anpassungen fordert und non-normativ ist. Ereignisse müssen nicht notwendigerweise in einer bestimmten Reihenfolge stattfinden; sie sind alters-, zeit-, kontext-, kultur- und ortsabhängig. Sie konstituieren die Gesamtheit der aktuellen Erfahrungen des Individuums. Auch die Gesundheit eines Individuums lässt sich als Produkt von langfristigen Einflüssen verstehen. Unter der Handlungsfähigkeit („Agency“) eines Individuums wird die Fähigkeit verstanden, durch eigene Entscheidungen und Handlungen den eigenen Lebenspfad („Life Trajectory“) zu bestimmen (Pearlin, 2010, S. 8).

Der Lebenslaufansatz beschreibt Lebensereignisse in ihrem historischen und sozio-kulturellen Kontext und deren Auswirkung auf die individuellen Lebensverläufe. Er trägt dazu bei, den Einfluss einschneidender Lebensereignisse auf das Suchtverhalten besser zu verstehen und Risikogruppen zu identifizieren.

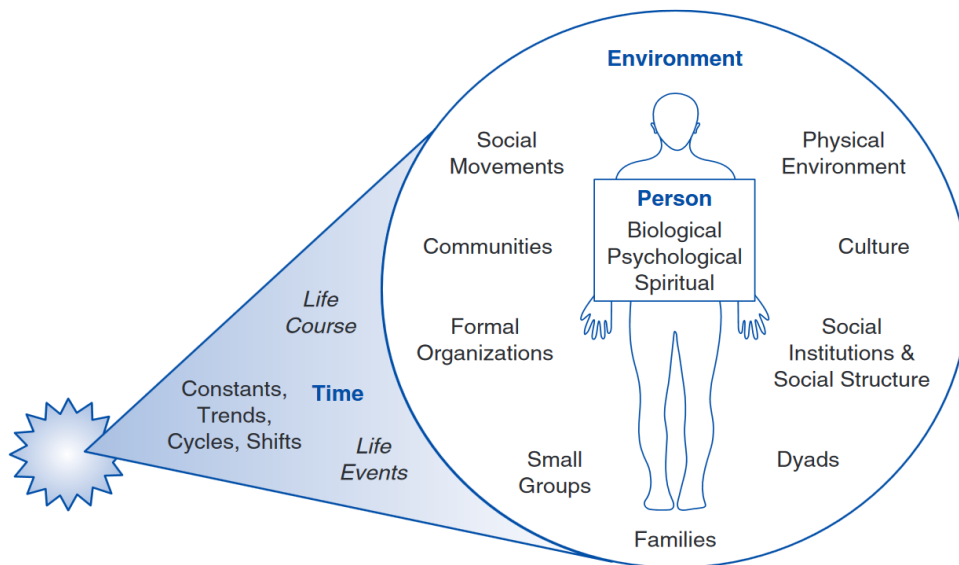


Abbildung 5: Schematische Darstellung der Life-Course-Perspektive nach Hutchison (2007)

Nach Hutchinson (2011) stützt sich diese Perspektive nicht nur auf die traditionellen entwicklungspsychologischen Ansätze ab. Neben den Lebensereignissen und -übergängen, die für eine bestimmte Lebensphase typisch sind und – zumindest bis zu einem bestimmten Grad – universell sind („normative Ereignisse“), will die Lebenslaufperspektive gerade die Aufmerksamkeit auf einzigartige (durch die historische Zeit und soziokulturellen Kontext bestimmte) Ereignisse lenken, die den individuellen Lebenslauf bestimmen. Ein solcher Ansatz ist deswegen interessant, weil er einen theoretischen Rahmen für die Beforschung non-normativer Ereignisse bietet, mit denen sich präventive Massnahmen begründen lassen. Zum Beispiel kann mit Hilfe eines Lebenslaufansatzes das Rauchverhalten nach einer Scheidung der Eltern oder einem frühzeitigen Verlassen des Elternhauses, einer Flucht oder Migration als Folge eines „Turning Points“ interpretiert werden.

Eine solche Perspektive wird aktuell in der Forschung kaum eingenommen. Auch bei Personengruppen, bei welchen man weiss, dass sie einschneidende Lebensereignisse erlebt haben, werden diese selten abgefragt, somit können auch keine Zusammenhänge zum Rauchverhalten hergestellt werden. Ein Blick auf die Forschung über Rauchverhalten bei jugendlichen Migrantinnen und Migranten beispielsweise zeigt zwar viele Befunde, aber die Erklärungen für die – teils widersprüchlichen – Ergebnisse sind dürftig. Die meisten Studien beschränken sich darauf, einzelne Einflussfaktoren zu diskutieren. So haben beispielsweise in manchen Studien jüngere (männliche) Migranten eine höhere Tabakkonsumrate, in anderen Studien werden keine Geschlechtsunterschiede gefunden (Kasper & Aern, 2008). Dass ein solches Vorgehen wenig ergiebig ist, zeigt sich auch darin, dass sich das Rauchverhalten je nach kultureller Herkunft unterscheidet (Kasper & Aern, 2008). Es scheint dringend notwendig, die Lebenswelten von Migrantinnen und Migranten genauer zu betrachten unter Berücksichtigung der historischen und sozio-kulturellen Kontext sowie dessen Auswirkung auf die individuellen Lebensverläufe. Aus einer Lebenslaufperspektive liessen sich wertvolle Perspektiven eröffnen, zum Beispiel die Frage, unter welchen Bedingungen (wann, bei wem, mit welchen Erfahrungen) ein Lebensereignis wie etwa Migration zu einem Wendepunkt werden kann und welche Gesundheitsrisiken damit verbunden sind. Denn aus einer Lebenslaufperspektive kann ein einziges, gravierendes Ereignis eine Reihe von Ereignissen im weiteren Leben nach sich

ziehen. Der „Life Course“-Ansatz öffnet zudem den Blick für „Kohorteneffekte“. Unter einer Kohorte wird eine Gruppe von Menschen verstanden, die zum gleichen Zeitpunkt geboren sind und die gleichen sozialen Veränderungen in einem gegebenen kulturellen Umfeld, in der gleichen Abfolge und im gleichen Alter erlebt haben. Nicht nur die Lebensphase oder die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe, sondern auch die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Kohorte, ist für die Entwicklung von Gesundheitsvorstellungen und von Risikoverhalten von Bedeutung und kann mit Hilfe dieses Ansatzes systematisch untersucht werden und passgenaue Interventionen entwickelt werden. Solche Interventionen können ihrerseits zu einem Wendepunkt werden, eine Kehrtwende zum Guten, die zu einem besseren Gesundheitsverhalten beiträgt.

6. Wirkungen von Interventionen: Wie können Kinder und Jugendliche erreicht werden?

6.1. Erkenntnisse aus Wirkungsanalysen von Tabakprävention

In ihrer Expertise zur Suchtprävention haben Bühler und Thrul (2013) die Ergebnisse verschiedener Massnahmen, unter anderem auch der Tabakprävention, nach Handlungsfeldern zusammengetragen, da die Massnahme oft nach den Feldern organisiert sind. Sie beziehen sich auf den ökologischen Entwicklungsansatz, der, verkürzt gesagt, Substanzkonsum in seinen Kontexten eingebettet sieht. Familie, Freunde, Schule, Community, Medien, Gesellschaft (vgl. Abbildung 6) werden als Systeme betrachtet, durch welche Individuen einerseits beeinflusst werden, als auch andererseits auf welche Individuen zurückwirken. Substanzkonsum wird als Verhalten betrachtet, das sowohl durch vielfältige soziale Beziehungen, gesellschaftliche Bedingungen wie den kulturellen Kontext beeinflusst ist, als auch auf diese zurückwirkt. Suchtpräventive Massnahmen können begriffen werden als Interventionen, welche die Einflussfaktoren in jedem System verändern wollen, also Risikofaktoren abschwächen oder Schutzfaktoren fördern, um den Tabakkonsum zu verhindern, zu verzögern bzw. zu verringern.

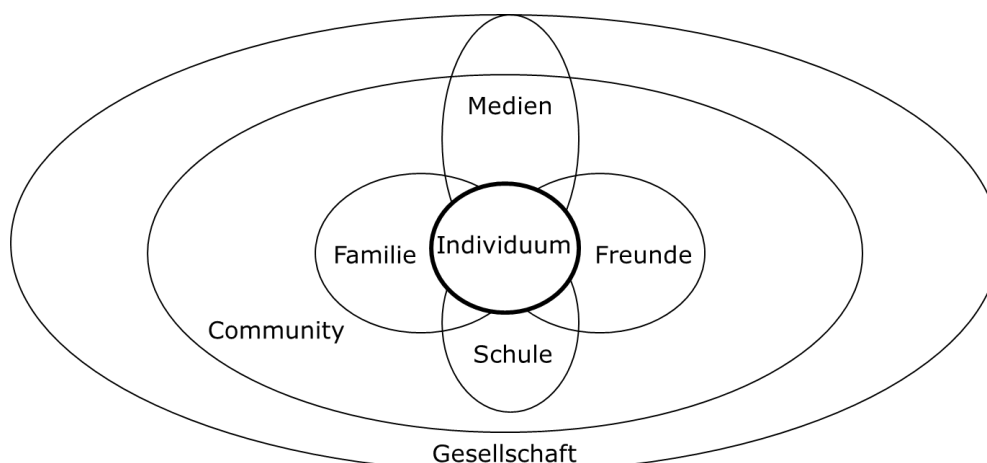


Abbildung 6: Lebenswelten Jugendlicher als Handlungsfelder der Prävention

In Anlehnung an Bühler und Thrul (2013) wird im Folgenden ein Überblick über wichtige Ergebnisse zu Tabakprävention in den Handlungsfeldern Familie, Schule, Freizeit, Medien und Gemeinde gegeben. Auf die Wirkung von Prävention in der Gesundheitsversorgung und durch gesetzliche Rahmenbedingungen wird ebenfalls kurz eingegangen.

Es gibt klare Belege für die Wirksamkeit von Elterntrainings und Familienprogrammen im **Handlungsfeld Familie** (Petrie et al., 2007; Thomas et al., 2007). Am wirksamsten sind die Programme, wenn Eltern aktiv einbezogen werden und wenn sowohl tabakspezifische Elemente berücksichtigt werden als auch allgemein die Förderung der psychosozialen Entwicklung der Kinder in den Fokus genommen wird. Besonders bedeutend sind Trainings zum Erziehungsverhalten der Eltern (Bühler & Thrul, 2013 und Bericht von Sucht Schweiz).

Im **Handlungsfeld Schule** liegen die meisten Untersuchungen zur Wirkung verschiedener Ansätze vor. Es gibt gute Belege für Wirkungen von tabakpräventiven Programmen in der

Massnahmen der Tabakprävention können verschiedenen Handlungsfeldern Familie, Schule, Freizeit, Medien und Gemeinde zugeordnet werden. Die Massnahmen wirken auf Einflussfaktoren in diesen Feldern. Im Handlungsfeld Familie sind hohe Wirkungen durch Massnahmen zu erwarten. Im Feld Schule gibt es die meisten Massnahmen; deren Wirkung ist allerdings eher als gering einzustufen. Wenige Massnahmen liegen im Handlungsfeld Freizeit vor, so dass das Wirkungspotenzial schwer abzuschätzen ist. Massnahmen im Handlungsfeld Medien reichen von computerisierten Ausstiegshilfen über massenmediale Kampagnen bis hin zur Identifikation mit Vorbildern durch sogenannte „parasoziale Beziehungen“. Eine weitere Massnahme ist die Aufdeckung der Manipulationsstrategien der Tabakindustrie. Diese Massnahmen versprechen unterschiedliche Wirkungspotenziale. System- und feldübergreifende Massnahmen mit Einbezug der Gemeinden und entsprechenden gesetzlichen Rahmenbedingungen versprechen ein hohes Wirkungspotenzial.

Schule, die auf dem Modell des sozialen Einflusses, auf dem Lebenskompetenzansatz oder auf dem kognitiv-behavioralen Kompetenzansatz beruhen (Hwang et al., 2004). Der Anteil der Rauchenden in der Klasse kann gesenkt werden. Laut den vorliegenden Studien können diese Programme allerdings den Einstieg in das Rauchen nicht verhindern, was auch für umfassende Ansätze und Klassenwettbewerbe gilt. Auf der Basis von fünf Studien aus Deutschland, Finnland und den Niederlanden kommen die Autoren zum Schluss, dass Klassenwettbewerbe zur Verhinderung des Rauchens positive Wirkungen zeigen (Isensee & Hanewinkel, 2012). Auch 12 bis 24 Monate nach Ende des Wettbewerbs haben die Jugendlichen ein signifikant tieferes Risiko zu rauchen. Eine andere Zusammenstellung verschiedener Arbeiten kommt hingegen zum Schluss, dass Belohnungen kein probates Mittel zur Verhinderung des Rauchens bei Schülerinnen und Schülern darstellt. Längerfristige Effekte auf das Rauchverhalten durch Schulprogramme, die über ein Jahr hinausgehen, sind dort nicht festzustellen (Wiehe et al., 2005). Im entsprechenden Bericht von Sucht Schweiz wird näher auf Schulprogramme eingegangen.

Um eine Wirkung zu erzielen, kommt es sehr auf eine interaktive Vermittlung der Inhalte an. Eine reine Informationsvermittlung sowie Ansätze der affektiven Erziehung sind nicht zu empfehlen. Letztere arbeiten am Selbstwertgefühl und der Kommunikationsfähigkeit und stellen den Umgang mit Gefühlen ins Zentrum der Massnahmen. Die mangelnde Wirkung dieser Ansätze beruht wahrscheinlich darauf, dass keine konkreten präventiven Verhaltensweisen eintrainiert werden. Lebenskompetenzansätze hingegen kombinieren Informationsvermittlung, Umgang mit Gefühlen, Umgang mit schwierigen sozialen bzw. persönlichen Situationen, Planung von anstehenden Aufgaben etc. zu allgemeinen Bewältigungsstrategien. Es werden substanzspezifische und unspezifische Inhalte verknüpft und konkrete Verhaltensweisen, z.B. anhand von Rollenspielen, trainiert. Diese Ansätze werden aktuell mit Massnahmen auf der Systemebene kombiniert, indem beispielsweise Schülerinnen- und Schülerräte einbezogen, Schulhausregeln, Regeln zur Früherfassung und -intervention und die Arbeit am Schulklima einbezogen werden. Auch der Einbezug von Massnahmen in den Gemeinden wird vermehrt angestrebt. Die Expertise (Bühler & Thul, 2013) bemängelt allerdings, dass die Kernelemente wirksamer Präventionsansätze in der Schule nicht wirklich identifiziert sind.

Im **Handlungsfeld Freizeit** stehen wenige Studien zu präventiven Massnahmen zur Verfügung. Massnahmen in Sportvereinen oder im Partysetting können nicht eindeutig bewertet werden. Auch zur Wirksamkeit von Peer-Programmen konnten keine Belege gefunden werden. Einzig für Mentoring-Programme, bei denen eine intensive Beziehung zwischen risikogefährdeten Jugendlichen und einer ausserfamiliären Bezugsperson genutzt wird, scheinen Belege zur Wirksamkeit vorzuliegen – diese Art von Massnahmen wird allerdings nicht spezifisch für Tabak eingesetzt (DuBois et al., 2002).

Im **Handlungsfeld Medien** werden internet- und computergestützte Programme auch über das Handy dazu genutzt, Jugendliche beim Rauchstopp zu unterstützen. Belege für die Wirksamkeit sind vorhanden (Haug et al., 2014). Aussagen zur Wirkung von massenmedialen Kampagnen sind nicht eindeutig. Sie scheinen zwar einen Effekt auf den Einstieg in den Tabakkonsum zu haben; dieser ist allerdings als sehr gering zu bewerten. Kampagnen sollten demzufolge zwingend mit anderen Massnahmen kombiniert werden (Brinn et al., 2010). In Bezug auf die Inhalte von Kampagnen zeigt ein Review (Ruiter et al., 2014), dass Botschaften zur Erhöhung der eigenen Handlungsmöglichkeiten, insbesondere zur Erhöhung der Selbstwirksamkeit, dem Einsatz von Furchtappellen unbedingt vorzuziehen ist. Eine weitere Möglichkeit bieten sogenannte „parasoziale Beziehungen“ bzw. die Identifikation mit Mediencharakteren, wie sie bei gesundheitsbezogenen Reality-TV-Shows zu beobachten sind. Eine Studie (Tian & Yoo, 2015) zeigt ein Wirkungspotenzial

in Bezug auf das Bewegungsverhalten bei den Zuschauerinnen und Zuschauer der Show „The Biggest Loser“ auf. Die Übertragbarkeit auf andere Gesundheitsverhaltensweisen wird zurzeit geprüft. Ergebnisse zum Rauchen, insbesondere bei Jugendlichen, liegen noch nicht vor. Darüber hinaus gibt es einige Hinweise, dass die Aufdeckung der Machenschaften der Tabakindustrie bei Jugendlichen zu weniger Rauchen führt. Auch zu bildgestützten Hinweisen auf den Zigarettenpackungen gibt es Hinweise, die auf eine Verhinderung des Einstiegs und eine Verstärkung des Ausstiegs aus dem Rauchen schliessen lassen (Bühler & Thrul, 2013: S. 56-57).

In der **Gesundheitsversorgung** wurden in Arzt- und Zahnarztpraxen Tabakprävention und deren Auswirkung auf das Rauchverhalten geprüft. Dabei waren kleine Effekte zu erkennen, die jedoch nicht langfristig wirkten (Christakis et al., 2003).

Im **Handlungsfeld der Gemeinde** finden sich insbesondere Mehr-Ebenen-Ansätze oder systemübergreifende Projekte, die Massnahmen in unterschiedlichen Handlungsfeldern beinhalten. Diesen wird in Bezug auf die mögliche Wirkung ein grosses Potenzial zugeschrieben. Es gibt allerdings noch vergleichsweise wenige aussagekräftige Einzelstudien. Eine Meta-Analyse hat diese zusammengetragen, und die Ergebnisse sprechen für systemübergreifende Ansätze (Carson et al., 2011). Auf handlungsfeldübergreifende Massnahmen sollte in Zukunft besonderen Wert gelegt werden. Dies spricht dafür, nicht isolierte Projekte in definierten Feldern zu betrachten, sondern Projekte in ein Programm einzubetten.

Im Handlungsfeld **gesetzlicher Rahmenbedingungen** ergeben sich Möglichkeiten, die Attraktivität des Konsumprodukts „Tabak“ zu vermindern, den Zugang zu erschweren und Veränderungen in der Rauchumgebung zu erzielen. Preiserhöhungen werden als effektives Mittel zur Konsumreduktion in der jungen Altersgruppe bewertet (Bader et al., 2011). Interessanterweise sind die Aussagen in Bezug auf den Einstieg ins Rauchen nicht eindeutig, da es hier an Längsschnittstudien fehlt. Preiserhöhungen sind durch Besteuerung, Mindestpreise, Verbote von Angebotspreisen und durch die Verhinderung von Zigaretten schmuggel möglich. Die Preissensitivität, also die Empfindlichkeit der Käuferinnen und Käufer in Bezug auf Preisänderungen, ist bei Erwachsenen gut belegt. Bei Jugendlichen hingegen ist die Grösse dieses Effekts, wahrscheinlich aufgrund des unregelmässigen Rauchens, schlechter abzuschätzen.

Die Wirkung von Werbeverböten zur Reduktion der Attraktivität von Tabakwaren ist noch nicht ausreichend belegt. Um den Zugang zu Tabakprodukten zu erschweren, können die folgenden Massnahmen ergriffen werden: Wenn es tatsächlich gelingt, Verkäufe an Jugendliche zu verhindern, ist mit einer Reduktion des Rauchens bei der Zielgruppe zu rechnen (DiFranza, 2012). Die alleinige Schulung des Verkaufspersonals ist nicht wirksam. Verkaufsverböte müssen effektiv umgesetzt werden, indem beispielsweise finanzielle Strafen erlassen werden, Testkäufe umgesetzt und mit Konsequenzen belegt werden. Eine Reduktion der Dichte der Verkaufsstellen scheint ebenfalls einen Effekt zu haben. Dies bedingt eine lokale Tabakpolitik, die Veränderungen auf lokaler Ebene ins Auge fasst und damit die Umgebung für Jugendliche weniger rauchfreundlich gestaltet. Dazu gehören auch Rauchverböte im öffentlichen Raum, die ebenfalls zu einer Konsumreduktion führen. Unterstützt werden diese Massnahmen idealerweise durch mediale und kommunale Informationsstrategien. Die Androhung und Umsetzung von Strafmassnahmen für Kauf, Besitz und Gebrauch von Tabakwaren bei Jugendlichen werden in Bezug auf ihre Wirkung als uneinheitlich eingeschätzt (ebd.).

6.2. Interventionen mit hohem Lebensweltbezug: Erkenntnisse zu Partizipation von Kindern und Jugendlichen

Eine Auseinandersetzung mit den Lebenswelten von Kindern und Jugendlichen hat Implikationen auch auf der methodischen Ebene. So wurde und wird gefordert, Präventions- und Interventionsbemühungen brauchten einen hohen Lebensweltbezug. Eine lebensweltorientierte Prävention und Intervention setzt im Alltag von Menschen an. Sie orientiert sich konsequent an den Adressatinnen und Adressaten, an ihren individuellen Selbstdeutungen und Handlungsmustern unter den konkreten gesellschaftlichen Bedingungen (Grunwald & Thiersch, 2015). Eine hohe Lebensweltorientierung heisst somit, die Lebenswelt von Kindern und Jugendlichen anzuerkennen und Handlungen der Zielgruppen in ihrem Kontext, und als Lösungsstrategien in ihrem konkreten Alltag, zu verstehen. Ein vergleichbares Anliegen steht hinter dem 2015 in Kraft getretenen Präventionsgesetz der Bundesrepublik Deutschland (PrävG), welches die Gesundheitsförderung direkt im Lebensumfeld stärken will.

Im achten Jugendbericht der Bundesrepublik Deutschland (Bundesminister für Jugend Familie Frauen und Gesundheit, 1990) wurde in einem aufsehenerregenden Perspektivenwechsel hin zu „Ganzheitlichkeit“ und Situationsbezogenheit Strukturmaximen einer lebensweltorientierten Jugendhilfe formuliert: Prävention, Alltagsnähe, Integration, Partizipation sowie Dezentralisierung und Vernetzung.

Theoretische Begründung von Partizipation als Grundrecht und als Bestandteil von Demokratiebildung

Eine lebensweltnahe Prävention beinhaltet demnach auch Partizipation. Ein Lebensweltbezug erfordert geradezu Partizipation, weil nur die Betroffenen selber benennen können, welche Themen für sie aktuell relevant sind, und weil sie am besten wissen, auf welchen Wegen, mit welchen Methoden und in welcher Sprache sie sich angesprochen fühlen.

Im Folgenden wird deswegen auf den Partizipationsbegriff eingegangen. Partizipation bedeutet nach Schmid (2008: 236) die „politische Beteiligung möglichst vieler über möglichst vieles, und zwar im Sinne von Teilnehmen, Teilhaben, Seinen-Teil-Geben und innerer Anteilnahme am Schicksal eines Gemeinwesens.“ Eine verbreitete Definition beschreibt Partizipation als „Beteiligung mit Entscheidungsmacht“ (von Unger, 2014: 39) und differenziert diese in Stufen zunehmender Beteiligung (Mitbestimmung, teilweise Entscheidungskompetenz, Entscheidungsmacht, Selbstorganisation) (Wright et al., 2010). Diese Definition lässt sich einem „emanzipatorischen“ Diskussionsstrang zuordnen, in dem Menschen als aktiv Gestaltende ihres Lebens betrachtet werden und gefragt wird, „wie Personen befähigt werden können, ihre Rechte einzufordern und wie ihre Entscheidungsfreiheit gestärkt werden kann“ (Betz et al., 2010: 13). Partizipation ist ein zentraler normativer Bezugspunkt deliberativer Demokratietheorie (Schmid, Manfred, 2008: 236). Partizipation wird dabei als ein fundamentales Recht der Mitglieder einer Gesellschaft in den sie betreffenden Bereichen verstanden. Wagner und Brüggen (2012: 29) sehen partizipative Prozesse als gesellschaftspolitisch relevantes Lernfeld.

Mit Blick auf die Tabakprävention wird der partizipative Ansatz peer-to-peer als vielversprechend eingeschätzt und wurde mehrfach erprobt und evaluiert. Peer-to-peer-Ansätze gehen von der Annahme aus, dass Heranwachsende persönliche und sensible Thematiken mit Gleichaltrigen offener behandeln als mit Erwachsenen und dass

Partizipation von Kindern und Jugendlichen ist Bestandteil einer lebensweltorientierten Tabakprävention. Eine Möglichkeit stellen peer-to-peer-Ansätze dar. Dabei müssen die Bedingungen der Umsetzung von peer-to-peer-Ansätzen allerdings genau betrachtet werden. Gefordert wird eine Mitgestaltung sowohl der Inhalte als auch der Prozesse der Massnahmen. Die Methode des „Intervention Mapping“ bietet hierzu eine Möglichkeit.

Bildungsprozesse unter Gleichgestellten deswegen anschlussfähiger gestaltet werden können (Topping & Ehly, 1998). Suchtmittelkonsum ist ein 'klassischer' Themenbereich von peer-to-peer. Zentrales Element von peer-to-peer ist das kollaborative Lernen unter Gleichgestellten (vgl. Appel, 2001: 19; Kern-Scheffeld, 2005; Mathie & Ford, 1998: 203; Shiner, 1999). Es werden Jugendliche als Verantwortliche ausgewählt und auf ihre Aufgabe vorbereitet. Diese sogenannten Peer Educators oder Peer Tutors führen dann mit weiteren Jugendlichen zusammen (Peers) die Veranstaltungen durch. Peer-to-peer-Aktivitäten verfolgen auch emanzipatorische Ziele und wollen Heranwachsende zu einer autonomen und kritischen Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen und kulturellen Gegebenheiten oder Vorgaben ermutigen. „Sie wollen dazu ermutigen, selbst Kontrolle über die Gestaltung der eigenen Lebensumwelt zu gewinnen“ (Demmler et al., 2012: 11). Peer-to-peer-Ansätze verändern erziehungsethisch die sozialen Rollen, indem sie eine Alternative zum Expertenstatus von erwachsenen Lehrenden schaffen. Partizipation in peer-to-peer-Ansätzen ermöglicht somit neue Wege: „Wir müssen damit rechnen – auch wenn es sich eher selten bewahrheitet – dass unsere Kinder im Kern besser gerüstet sind, unkonventionellere Ideen haben und vor allem unvoreingenommener und innerlich freier sind, als wir Erwachsenen, wenn es darum geht, die Fragen und Probleme der heutigen Zeit weiterzubewegen. Nur, wenn wir damit rechnen, kann dies auch zur Erscheinung kommen.“ (Wais & See, 2002: 32)

Kritische Positionen zu peer-to-peer-Ansätzen

Peer-to-peer-Ansätzen werden kritisiert, Kinder und Jugendliche würden dabei für Präventionsziele der Erwachsenen bzw. Experten instrumentalisiert (Appel, 2001: 102). Zudem finde mit diesen Ansätzen eine Pädagogisierung von bisher für Professionelle unzugänglichen Bereichen des Soziallebens von Heranwachsenden statt. Gleichzeitig würden strukturelle Benachteiligungen ausgeblendet und Problemlagen durch einen Fokus auf individuelles Verhalten individualisiert (ebd. 191). Frankham (1998: 190) kritisiert an peer-to-peer-Ansätzen, dass die stärksten Lerneffekte bei Peer Educators/Tutors nachgewiesen werden, und dass vor allem diese an Selbstbewusstsein gewannen und Fähigkeiten erwürben.

Peer-to-peer-Programme zur Tabakprävention

Seit mehreren Jahren werden weltweit peer-to-peer-Programme zur Prävention des Tabakkonsums bei Heranwachsenden eingesetzt. Da verschiedene Studien gezeigt haben, dass Tabakinitiation und -konsum bei Heranwachsenden in Zusammenhang mit Gruppendynamiken und – insbesondere bei sozioökonomisch benachteiligten Jugendlichen – Gruppendruck stehen, wird ein peer-to-peer-Ansatz für die Tabakprävention grundsätzlich als zielführend erachtet (vgl. Crone et al., 2003). Insbesondere die Involvierung von statushohen Gleichaltrigen (peer leaders) wird als vielversprechend angesehen: „One way to include social influences in school-based tobacco prevention programs is by using peer leaders. Peer-led interactive programs are hypothesized to be more effective than teacher-led programs and more effective when compared with controls. Meta-analyses of substance use prevention programs have shown that interactive programs—those that incorporate student-to-student exercises—are more effective than lecture-style programs“ (Valente et al., 2003: 1834).

Im Folgenden werden einige zentrale Ergebnisse der Verwendung von peer-to-peer-Ansätzen zur Tabakprävention angeführt:

- Eine Meta-Analyse (Mellanby et al., 2000) zu gesundheitsorientierten peer-to-peer-Ansätzen kommt zu folgenden Schlüssen: Insgesamt sei die Evidenz mässig, da oft relevante Informationen, z.B. zum Ausmass des Trainings und der Art und Weise der Vermittlung, fehlten. Insgesamt scheinen peer-to-peer-Ansätze gegenüber erwachsenenzentrierten Ansätzen aber eher besser geeignet, gesundheitsrelevantes Wissen (insbesondere zu Substanzkonsum) bei Peers zu vergrössern und entsprechende Einstellungen zu verändern. Peer-to-peer-Ansätze scheinen auch gesundheitsrelevante Verhaltensänderungen bei Peers zu bewirken. Insbesondere bewährten sich Ansätze, bei welchen die Peer Educators im gleichen Alter wie die Peers waren.
- Eine Langzeitevaluation eines Peer Education-Programms in Freundescliquen kommt im Vergleich zu klassischen Interventionsmethoden zu uneinheitlichen Resultaten. Am ehesten scheint die Massnahme bei Mädchencliquen wirksam zu sein. Die Autoren folgern dennoch, dass insbesondere die Rekrutierung von (nicht-rauchenden) Peer Leadern einen signifikanten Effekt auf das Rauchverhalten von Peers zeitigt (Wiist & Snider, 1991). Auch Starkey et al. (2009) betonen die Bedeutung der Auswahl von Peer Educatoren zur Rauchprävention.
- In einer sechs Monate dauernden Längsschnitterhebung (Valente et al., 2003) wurde die Einstellungsveränderung gegenüber dem Rauchen in unterschiedlich gebildeten Peer-Netzwerken untersucht (zufällige vs. direktiv vs. selbst gewählte Peer-Netzwerke). Die weitgehendsten Einstellungsveränderungen traten bei jenen Schülerinnen und Schülern auf, die sich selbst einem Peer Leader zuordnen konnten. Die Autorinnen und Autoren folgern, dass der Netzwerkansatz (freiwillige Vergemeinschaftung) für die Tabakprävention weiter verfolgt werden sollte. Auch Wiist und Snider (1991) betonen, dass peer-to-peer-Ansätze zur Tabakprävention am geeignetsten in bestehenden sozialen Netzwerken Heranwachsender umgesetzt werden.
- Eine Langzeituntersuchung bei Schülerinnen und Schülern mit tiefer Bildungsstufe ergab kurzfristig positive Resultate beim Einsatz eines peer-to-peer-Ansatzes, indem sich eine negative Gruppennorm gegenüber dem Rauchen etablierte. In einer Nachuntersuchung waren keine signifikanten Effekte mehr nachweisbar (Crone et al., 2003).
- Starkey et al. (2009) betonen die Bedeutung der partizipativen Beteiligung von Peers an der Ausgestaltung der Massnahmen. Die Bedeutung von Gestaltungsspielräumen für beteiligte Heranwachsende hat ebenfalls eine Evaluation von peer-to-peer-Programmen zur Medienkompetenzförderung Jugendlicher in der Schweiz festgestellt (Steiner, Olivier & Heeg, 2015).

Hürden bzw. problematische Aspekte bei peer-to-peer-Ansätzen

Peer-to-peer-Ansätze sind nicht alleine deshalb erfolgreich, weil Jugendliche einbezogen werden. Die Voraussetzungen für eine erfolgreiche Durchführung von peer-to-peer-Projekten sind hoch, und nachhaltige Wirkung zu erzeugen erfordert hohes Engagement, Zeit und intensive Auseinandersetzung von Peer Educatoren/Tutoren (vgl. Steiner, Olivier & Heeg, 2015). Im Folgenden werden einige ausgewählte problematische Aspekte von peer-to-peer-Ansätzen in Bezug auf die Tabakprävention genannt:

- Gefahr der fehlenden Effektivität: Im Lebenskompetenzenprogramm IPSY (Weichold & Silbereisen, 2012) hatte der Einsatz von Peer Educators in der frühen Adoleszenz keinen Effekt auf das Rauchverhalten. Die Jugendlichen akzeptierten zwar die durch Peers vermittelten Inhalte, aber es zeigten sich keine positiven Veränderungen in Bezug auf künftiges regelmässiges Rauchen sowie in Bezug auf die Widerstandsfähigkeiten gegenüber dem Angebot von Zigaretten. Die gleichen Inhalte durch Lehrpersonen vermittelt zeigten positive Verhaltensveränderungen.
- Berücksichtigt werden sollten die gruppenspezifischen Zuschreibungsprozesse, sich gegenseitig als ‚Brave‘ und ‚Schlimme‘ zu stigmatisieren (Quensel, 2010: 272). Es ist denkbar, dass Präventionsansätze des peer-to-peer diese Zuschreibungen verstärken und Gruppen auseinanderdriften lassen, weil Inhalte unterschiedlich aufgenommen werden.
- Die problematisierende Sicht auf Peer-Gruppen durch Erwachsene kann einen Präventionserfolg verhindern: „>Just say no< lautet die zentrale Botschaft der Sucht-Prävention, weil sie davon ausgeht, dass es die Gleichaltrigen seien, die Peer-Gruppe, die den Novizen verführen; Widerstands-Kompetenz, Selbstbewusstsein sollen sie entwickeln, um dem Druck dieser ‚Sub‘-Kultur zu widerstehen; die Überwachung durch die Familie ist zu stärken, damit die eigenen Kinder am Wochenende diesen Peers nicht in die Hände fallen. [...] Doch was wäre, wenn es nicht die Peer-Gruppe ist, die den Novizen verführt, sondern wenn er oder sie von sich aus diesen Freundeskreis wählen? Oder schlimmer, wenn diese Gruppe sogar als positives Vorbild gälte; oder, kaum auszudenken, wenn ohne solche Gruppen der eigentliche Sozialisationserfolg ins Wanken geriete?“ (Quensel, 2010: 225f.)
- Wenn Substanzkonsum unter Jugendlichen positiv konnotiert ist und fasziniert, so laufen auf Warnung und Abschreckung zielende Gesprächsintentionen ins Leere (Kappeler et al., 1999).
- Mit Blick auf die vielfältigen Konformitätsprozesse unter Peers sind Präventionsangebote, die auf Gruppendruck basieren, kritisch zu betrachten.
- In peer-to-peer-Ansätzen können Kinder und Jugendliche für Präventionsziele der Erwachsenen bzw. Experten instrumentalisiert werden (Appel, 2001: 102). Frankham fordert deswegen autonome Gestaltungsfreiräume: „The question is, does peer education genuinely put young people in control of both the content and processes of learning or are young people being 'facilitated' only to ape the adults who are really still in charge?“ (Frankham, 1998: 192) Um die Chance zur Mitgestaltung des Angebots und wirkliches „Empowerment“ zu ermöglichen, ist nach Appel (2001: 242) eine konzeptuelle Offenheit der Ziele und der Erfolgskriterien notwendig (vgl. Demmler et al., 2012).

Partizipation als Bestandteil der Methode des „Intervention Mapping“

Für die umfassende Entwicklung, Planung, Umsetzung und Evaluation von Massnahmen in Gesundheitsförderungsprogrammen wurde das Intervention Mapping entwickelt (Bartholomew et al., 2011). Es werden sechs Schritte von der Bedarfsanalyse (z.B. nach Green, L. & Kreuter, 2005) bis zur Evaluationsplanung beschrieben. Die sechs Schritte des Intervention Mapping geben Anhaltspunkte, wie Bedürfnisse ermittelt werden können, wie Wirkungsmodelle angedacht werden, wie theoretische Überlegungen zu Ätiologie und Intervention einfließen, wie Planungsschritte unternommen werden, wie die Implementation stattfinden und schliesslich wie die Evaluation geplant und umgesetzt

wird. Bei jeder Massnahme kann so das Wirkungspotenzial optimal ausgeschöpft werden. Die folgende Abbildung 7 beschreibt die Planungsschritte und illustriert, dass sowohl Inhalt wie Prozess mit den Betroffenen gestaltet werden.

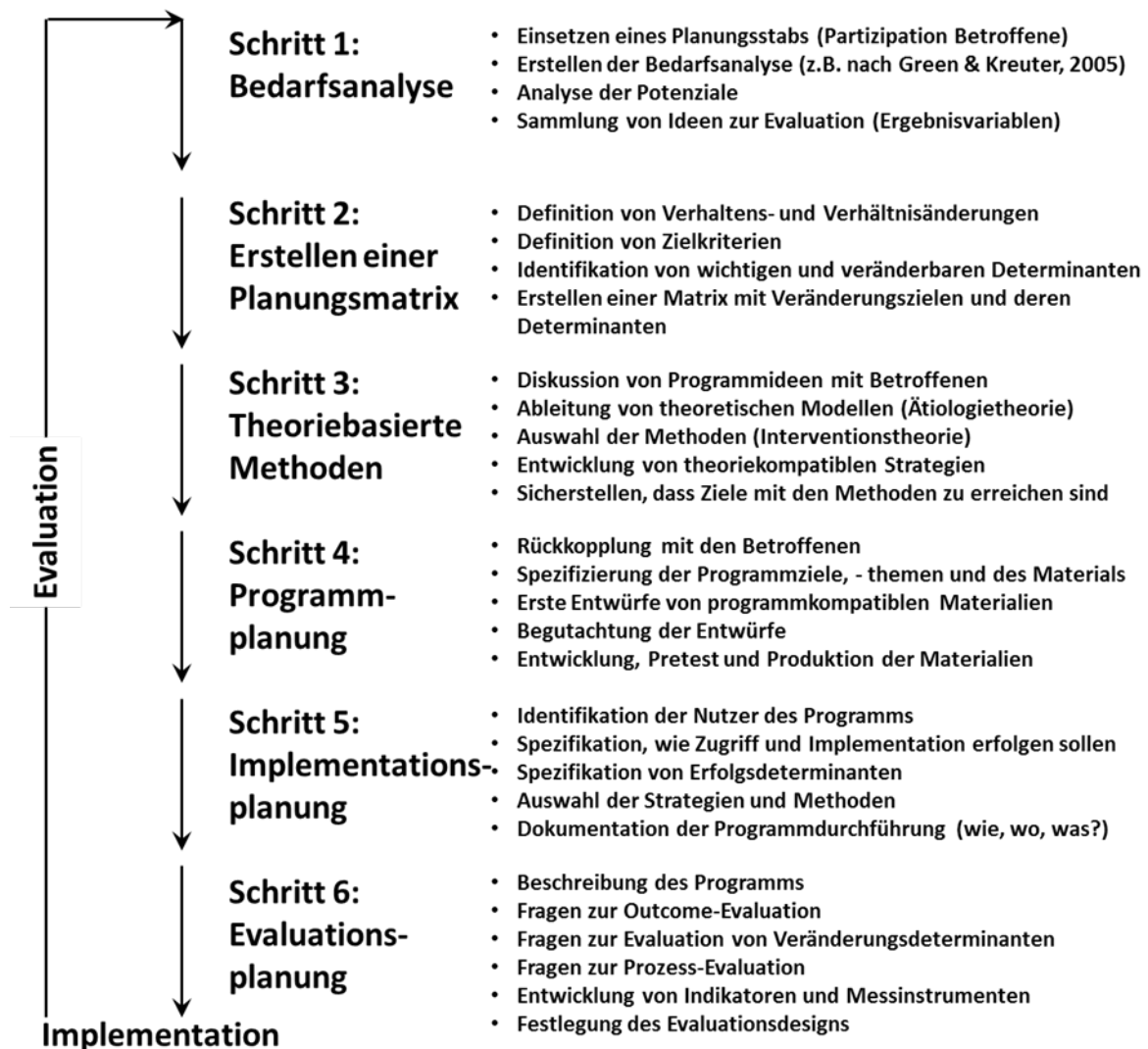


Abbildung 7: Intervention Mapping zur Planung und Entwicklung von Massnahmen

7. Schlussfolgerungen für die Tabakprävention

7.1. Durch die Tabakprävention zu berücksichtigende Faktoren

Der vorliegende Einblick in die Lebenswelt von Kindern und Jugendlichen zeigt ein komplexes Gefüge unterschiedlichster Faktoren auf, die den Alltag und das Aufwachsen von Kindern und Jugendlichen beeinflussen. Zahlreiche Theorien befassen sich mit der Frage, weshalb einige Kinder und Jugendliche mit Substanzen experimentieren und regelmässig konsumieren. Die bisherigen Ausführungen verdeutlichen, dass Tabakkonsum von Heranwachsenden in deren Lebenswelten eingebettet ist und durch ein komplexes Gefüge verschiedener Faktoren bedingt ist. Es herrscht Einigkeit, dass bei der Entstehung von Substanzkonsum eine Vielzahl verschiedener Faktoren eine Rolle spielen (Stolle et al., 2009), entsprechend breit ist die Palette an möglichen Ansatzpunkten für Prävention. Im Wesentlichen können bei den Einflussfaktoren drei Kategorien unterschieden werden: (i) auf der individuellen Ebene die persönliche Vulnerabilität, (ii) auf der Lebensweltebene die Umwelteinflüsse sowie (iii) Einflüsse durch die Droge selbst (Karagulle et al., 2010). Zur persönlichen Vulnerabilität tragen genetische und neurobiologische Faktoren, das Temperament und Persönlichkeitsmerkmale sowie Konsummotive bei. Zu den Umweltfaktoren – auch als psychosoziale Faktoren bezeichnet – zählen familiäre und soziale Faktoren wie der Substanzkonsum von Freunden und der Eltern, die elterliche Beaufsichtigung, die Qualität der Beziehungen, die Familienstruktur, aber auch Lebensereignisse und Gewalterfahrungen. Im vorliegenden Bericht wurde ausführlich dargestellt, dass diese Umweltfaktoren miteinander verknüpft und in die Lebenswelten eingebettet sind. Die Zusammenhänge zwischen den unterschiedlichen Lebensbereichen, beispielsweise Peers, Schule, Familie, Medien und Freizeit und strukturellen Faktoren, sind in Präventionsstrategien zu berücksichtigen. Bei der Droge selbst spielen neben dem Abhängigkeits- und Wirkungspotenzial auch die Verfügbarkeit sowie die Kosten und Konsummuster eine Rolle.

Ähnliche Kategorien zur Bestimmung von Einflussfaktoren formuliert die „Theory of Triadic Influence“ (Flay et al., 2009). In ihrem empirisch abgestützten Modell werden drei Gruppen von Einflussfaktoren unterschieden, welche das Risiko von Substanzkonsum im Kindes- und Jugendalter erhöhen oder mindern: 1) intrapersonale Faktoren (biologische Disposition und Persönlichkeit), 2) soziale Faktoren der unmittelbaren sozialen Situation (beispielsweise Einfluss der Familie oder der Gleichaltrigengruppe), 3) Charakteristika der soziokulturellen Umwelt, beispielsweise der Nachbarschaft, der Region oder des gesellschaftlichen Umgangs mit der Droge selbst (Weichold & Silbereisen, 2006). Die „Theory of Triadic Influence“ postuliert neben den drei Gruppen von Einflussfaktoren auch drei direkte Einflüsse auf die Absicht und den Entscheid, Tabak zu konsumieren: die verhaltensbezogene Selbstwirksamkeit, die sozialen normativen Überzeugungen und die Einstellungen gegenüber dem Verhalten. Direkte Einflussfaktoren sind weniger stabil, verändern sich leichter und sind daher einfacher durch Präventionsprojekte zu beeinflussen. Die direkten Faktoren haben aber insgesamt einen geringeren und kürzer andauernden Einfluss auf das Zielverhalten. Zudem ist die Übertragbarkeit auf anderes Verhalten geringer als bei Präventionsbemühungen, welche die Gruppen von Einflussfaktoren einbeziehen – insbesondere dann, wenn alle drei Gruppen von Faktoren berücksichtigt werden.

Der Tabakkonsum von Kindern und Jugendlichen ist in deren Lebenswelten eingebettet und durch ein komplexes Gefüge verschiedener Faktoren bedingt. Es können individuelle, soziale und soziokulturelle Faktoren unterschieden werden. Diese nehmen keinen direkten Einfluss auf das Rauchverhalten. Sie wirken über die Selbstwirksamkeit, die sozialen normativen Überzeugungen und die Einstellungen dem Verhalten gegenüber. Neben der bewussten Absicht zu rauchen, besteht auch ein unbewusster Prozess durch Gewöhnung, der als dualer Prozess beschrieben wird.

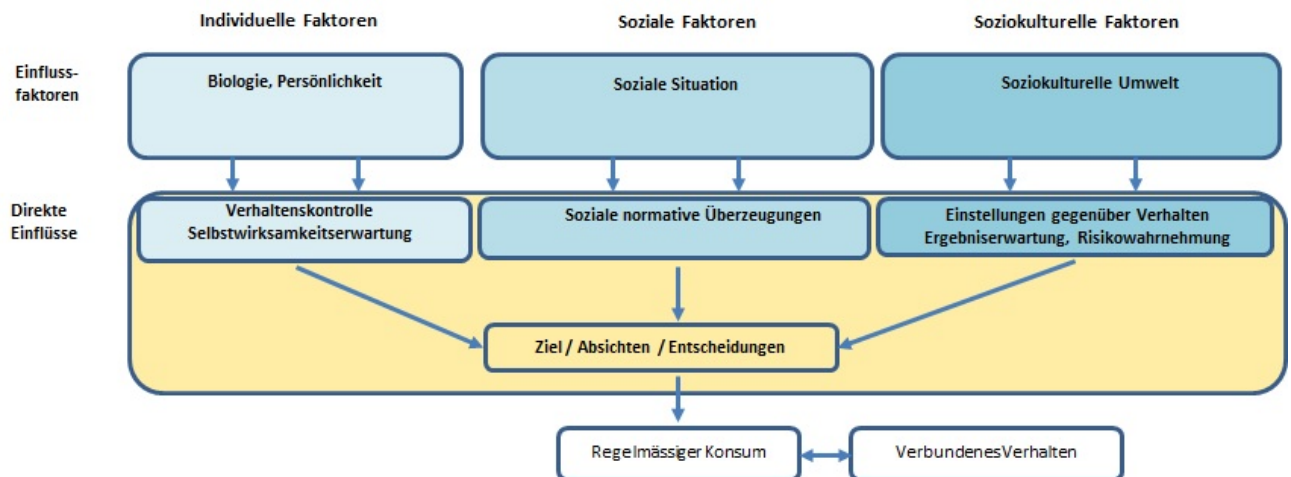


Abbildung 8: Drei Gruppen von Einflussfaktoren und daraus resultierende direkte Einflüsse auf das Verhalten in Anlehnung an die „Theory of Triadic Influence“

Zwei gedankliche Prozesse können schliesslich bei der Entwicklung zum regelmässigen, jugendlichen Rauchen unterschieden werden. Die bewusste Auseinandersetzung mit dem Rauchen kann in der Entscheidung gipfeln, zu rauchen und eventuell regelmässig zu rauchen. Gleichzeitig besteht auch ein unbewusster Prozess hin zum Rauchen über Habituation (Gewöhnung). Je häufiger ein Verhalten wiederholt wird, desto stärker besteht die Gefahr, dass es automatisiert abläuft. Hinzu kommt, dass der Tabakkonsum mit anderen Verhaltensweisen gemeinsam auftritt, welche meist als positiv erlebt werden. Sich eine Pause gönnen, mit Freunden zusammen sein, sich entspannen sind Beispiele für die Koppelung positiver Verhaltensweisen mit dem Rauchen. So bildet sich ein rauchbezogenes Gedächtnis, welches autonom und schnell durch bestimmte Stimuli, wie dem Bedürfnis nach einer Pause oder nach Zusammensein, aktiviert wird. In einer Längsschnittstudie war das Vorhandensein eines impliziten rauchbezogenen Gedächtnisses bei Jugendlichen ein wichtiger Vorhersagefaktor von regelmässigem Rauchen im Verlauf von sechs Monaten (Kelly et al., 2008).

7.2. Handlungspotenziale der Tabakprävention in der Lebenswelt von Heranwachsenden

Im vorliegenden Bericht wurde die soziokulturelle Umwelt von Kindern und Jugendlichen in der Schweiz beleuchtet, und es wurden soziale sowie intrapersonale Faktoren der Lebenswelt Jugendlicher diskutiert. Im Folgenden werden entlang der im Bericht diskutierten Aspekte Handlungspotenziale der Tabakprävention erläutert und den individuellen, sozialen und soziokulturellen Faktoren zugeordnet.

Metaprozesse Individualisierung, Globalisierung, Kommerzialisierung und Mediatisierung

Individualisierung, Globalisierung, Kommerzialisierung und Mediatisierung sind in modernen Gesellschaften wichtige Megatrends, die letztlich auch einen Einfluss auf den Tabakkonsum bei Kindern und Jugendlichen haben. Fragen der Werteorientierung, der Zugehörigkeit zu Jugendkulturen und -szenen, aber auch Fragen der sozialen Ungleichheit

sowie die damit zusammenhängende Problematik des Stellenwerts von Geld und Konsum drängen sich auf. Die Mediennutzung und -wirkung sind weitere gesellschaftliche Herausforderungen. Für die Tabakprävention stellen sich beispielsweise die Fragen, wie Kinder und Jugendliche zu Informationen gelangen, wie sie diese Informationen verarbeiten und welche Auswirkung dies auf ihre Werte und die Einstellung dem Rauchen gegenüber hat. Weiterhin ist zentral, wie die Gesellschaft mit dem Konsum von Tabak umgeht.

Ein Programm für Tabakprävention bei Kindern und Jugendlichen kann im Hinblick auf die Metaprozesse der Individualisierung, Globalisierung, Mediatisierung und Kommerzialisierung folgende Aspekte berücksichtigen:

- Berücksichtigung der hohen individuellen Orientierungs- und Organisationsleistungen von Kindern und Jugendlichen. Daraus kann geschlossen werden, dass eine wertebasierte Auseinandersetzung mit Substanzkonsum notwendig ist. Kinder und Jugendliche sollten dazu angeregt werden, eine selbst gesteuerte, wertorientierte Auseinandersetzung mit der Thematik des Tabakkonsums zu führen (vgl. Kap. 6.2 zu Partizipation). Dabei sollen die mit Rauchen verbundenen heterogenen Werte und Assoziationen wertneutral eingebracht und diskutiert werden; Kinder und Jugendliche sich ergebnisoffen mit der Thematik auseinandersetzen können.
- Besondere Berücksichtigung der Individualisierungsverliererinnen und -verlierer, welche mit den Anforderungen von lebenslanger Lernbereitschaft, Konkurrenzsinne und Flexibilität überfordert sind und die neuen Freiheiten und Zwänge nur schlecht balancieren können. Konsequente Berücksichtigung sozioökonomischer Unterschiede in der Ansprache von Zielgruppen.
- Ansprache von Kindern und Jugendlichen als aktiv wählende Konsumentinnen und Konsumenten. Dabei soll kein konsumkritischer Duktus gewählt werden, sondern Konsumentinnen und Konsumenten als aktive Akteurinnen und Akteure adressiert werden. Hierbei sollen Konsumententscheidungen auch als Ausdruck von Lebensstilen gewürdigt und jugendkulturelle Aspekte besonders berücksichtigt werden. Informationen zu den Strategien der Tabakindustrie führen zu deren Demoralisierung.
- Wichtig sind Massnahmen, die den Zugang zu Tabakprodukten reduzieren, beispielsweise ein effektiv umgesetztes Mindestverkaufs- bzw. -abgabalter für Tabakprodukte. Die Verminderung der Attraktivität von Tabakprodukten, z.B. durch eine Erhöhung der Tabaksteuer und eine Regulierung der Werbung und des Sponsorings, sind weitere effektive Massnahmen.
- Berücksichtigung digitaler Medien als zentrale Orte der Information und Kommunikation. Für ein Programm zur Tabakprävention bedeutet dies zweierlei:
 - Jugendliche über digitale Medien ansprechen, auf Kommunikations- und Informationskanälen Jugendlicher präsent sein, produktiv-kreative Mediennutzung berücksichtigen.
 - Problematische Vergemeinschaftungen und Mediennutzung im Zusammenhang mit Tabakkonsum (bspw. Verherrlichung, Coolsein etc.) berücksichtigen.

- Kommerzialisierung der Alltagswelt Jugendlicher berücksichtigen, d.h. die Rolle des Tabakkonsums in Bezug beispielsweise auf verfügbares Taschengeld, Konsumorientierung Jugendlicher als Ausdruck von Lebensstilen und Markierung von Zugehörigkeiten.

Sozialisationsinstanzen Familie, Schule, Peers, Szenen

Verschiedene Instanzen der Sozialisation wurden im vorliegenden Bericht beleuchtet. Die Faktoren, die auf der Ebene der Familie wirken, sind äusserst komplex. Die Rolle der Familie hat sich in den letzten Jahren verändert und die Eltern werden heute von Kindern und Jugendlichen vermehrt als Ratgebende angesehen. Die Kommunikation in der Familie und die Frage, inwiefern sich die Eltern für die Lebenswelt ihrer Kinder und Jugendlichen interessieren, stehen in einem deutlichen Zusammenhang mit der Wahrscheinlichkeit, dass Jugendliche rauchen. Auch das Rauchen in der Familie ist ein bedeutsamer Faktor. Dabei geht der Einfluss der Eltern sehr weit in die frühe Entwicklung zurück. So ist der Aufbau einer sicheren Bindung entscheidend für die Entwicklung. Die Sozialisationsinstanz Schule entfaltet ihre Bedeutung insbesondere durch den hohen Stellenwert von Bildung und den daraus folgenden Bildungswettbewerb. So ist es wenig überraschend, dass viele Schülerinnen und Schüler die Schule nicht mögen bzw. durch diese Stress empfinden. Die beste Freundin bzw. der beste Freund wie auch die weitere Gleichaltrigengruppe beeinflussen den Tabakkonsum Jugendlicher. Es ist gut belegt, dass Jugendliche den Kontakt mit Jugendlichen suchen, die einen ähnlichen Tabakkonsum haben (Peer-Auswahl). Etwas weniger klar belegt sind Lernprozesse unter Jugendlichen bezüglich des Rauchens (Peer-Sozialisation). Ausserdem finden manche Jugendliche Zugang zum Rauchen über bestimmte Jugendkulturen, wobei hier die grosse Heterogenität sowohl innerhalb als auch zwischen den Kulturen zu beachten ist. Dasselbe gilt auch für organisierte und nicht organisierte Freizeitaktivitäten. Vielversprechend sind hier Zugänge, die sich das Entdecken und die Aneignung des öffentlichen Raums durch Jugendliche zu Nutze machen und Räume in Betracht ziehen, die Jugendliche gerne nutzen. Die verschiedenen Settings für den Zugang zu Kindern und Jugendlichen in der Tabakprävention werden in den Berichten von Sucht Schweiz genauer beschrieben.

Ein Programm für Tabakprävention bei Kindern und Jugendlichen kann im Hinblick auf die sozialen Faktoren folgende Aspekte berücksichtigen:

- Einbezug des Präventionsfelds Familie. Konkret beispielsweise Massnahmen zur Verminderung des Tabak- und Alkoholkonsums der Eltern, Förderung von autoritativen Erziehungsstilen (vgl. den Bericht von Sucht Schweiz). Gelegenheiten für Kinder und Jugendliche schaffen, sich mit der eigenen familiären Prägung auseinanderzusetzen (Vorbilder, Normalitätsvorstellungen etc.) (vgl. den Bericht von Sucht Schweiz).
- Einbezug des Präventionsfelds Schule. Hierbei wären besonders zu berücksichtigen: das ungleiche Ausmass an Tabakkonsum, je nach Bildungsniveau, und Peer-Dynamiken (s.u.) (vgl. den Bericht von Sucht Schweiz).
- Zu berücksichtigen sind Peer-Dynamiken und Aspekte der Gruppenidentität. Z.B. ist das (Nicht-)Rauchen in manchen Cliquen und Szenen ein zentrales Zusammengehörigkeitsmerkmal. Des Weiteren gehen Rauchen und Drogenkonsum oft mit einer hohen Popularität einher. Ein Rauchverzicht kann somit zu einem Popularitätsverlust führen.

- Berücksichtigung der Bedeutung von Tabakkonsum in unterschiedlichen Jugendszenen: Fokus der Präventionsstrategien auf musikorientierte Jugendszenen (Rock, Heavy Metal, Gothic, Punk, Rhythm and Blues, Hip-Hop und Dance Music). Funktionalität des Rauchens im Kontext von Freundeskreisen und Jugendszenen berücksichtigen.
- Berücksichtigung des Co-Konsums von Tabak und Cannabis. Strategien sowohl der Reduktion des Cannabis-Konsums wie auch eines nikotinfreien Cannabis-Konsums verfolgen.
- Stärkung der partizipativen Beteiligung von Jugendlichen: die lebensweltliche Perspektive Jugendlicher einbeziehen. Eine Möglichkeit sind peer-to-peer-Ansätze und die Methode des "Intervention Mapping".

Freizeitaktivitäten und öffentliche Räume

- Organisierte Freizeitaktivitäten (z.B. Vereine) bieten Ansprechmöglichkeiten für Jugendliche zu Tabakthemen. Es sollte jedoch darauf geachtet werden, dass jugendspezifische Kontexte nicht pädagogisch vereinnahmt werden.
- Prüfung von Möglichkeiten der Gesundheitsförderung über die Teilnahme an Freizeitaktivitäten (sportlich, kulturell, sozial, religiös).
- Prävention einbetten in Gemeinwesenentwicklung. Dabei besonderes Augenmerk auf sozialräumlich benachteiligte Gegenden, in denen viele sozioökonomisch Benachteiligte wohnen. Partizipative Beteiligung von Jugendlichen bei der Entwicklung des Gemeinwesens.
- Besonderer Fokus darauf, dass öffentliche Räume, in denen sich Jugendliche aufhalten, möglichst rauchfrei sind und Tabakprodukte nur hochschwellig erhältlich sind. Dabei integrierten Ansatz verfolgen und möglichst viele Orte einbeziehen. Darüber hinaus sollten öffentliche Räume nur zurückhaltend für pädagogische Kontexte genutzt werden, um nicht jugendspezifische Freiräume pädagogisch zu vereinnahmen.
- In öffentlichen Räumen durch Beteiligung aller Interessengruppen Regeln (unter anderem zum Rauchen) erarbeiten und bekannt machen, welche die Nutzung des Raumes abstecken. Selbst auferlegte Regeln können weitergehen als vorhandene gesetzliche Regelungen. Auf die Umsetzung von Regeln Wert legen. Auf Regelüberschreitungen folgen Konsequenzen, die auch umgesetzt werden.

Mediennutzung und Medieneinsatz

- Berücksichtigung der Funktion rauchender Protagonisten in Filmen und Computerspielen als Modellverhalten für Heranwachsende. Insbesondere Berücksichtigung nicht gekennzeichnete Platzierung von Werbung sowie neuer Werbepattformen der Tabakindustrie wie Social Media, formelle und informelle Onlinewerbung, Youtube-Channels, Chat-Rooms. Entsprechende Strategien zum Schutz Heranwachsender vor Werbung in digitalen Medien ausarbeiten.
- Berücksichtigung der Zusammenhänge zwischen stoffgebundenen und -ungebundenen Süchten. Ansprache beispielsweise der Zielgruppen der Intensivnutzerinnen und -nutzern von Computerspielen, digitalen Sammlerinnen und -sammlern, exzessiv Kommunizierenden.

- Konzeptuelle Erarbeitung von Strategien des Einsatzes digitaler Medien zur Tabakprävention. Einsatz partizipativer Verfahren zur Aktivierung von Peer-Netzwerken (vgl. Kap. Partizipation).

Intrapersonale Faktoren

Einen bedeutenden Einfluss auf den Konsum von Tabak haben intrapersonale Faktoren. Verschiedene Studien belegen eine genetische Prädisposition in Bezug auf den Tabakkonsum und einen Zusammenhang zu Persönlichkeitsfaktoren. Entscheidend sind auch entwicklungspsychologische Bedingungen der Identitätsentwicklung, des Selbstbilds, der Sozialkompetenz und insbesondere der Selbstregulation. Fragen der Lebenskompetenz und des Umgangs mit negativen Gefühlen haben sich als entscheidend beim Zustandekommen des Konsums von Tabak erwiesen. Welche komplexe Funktion das Rauchen entfalten kann, wird beispielsweise daran deutlich, dass das Rauchen zur Gewichtskontrolle und -reduktion eingesetzt werden kann und damit indirekt mit dem Selbstbild zusammenhängt. Eine entscheidende Bedingung folgt aus dem Zusammenspiel dieser Faktoren, nämlich die Selbstwirksamkeitserwartung.

Ein Programm für Tabakprävention bei Kindern und Jugendlichen kann im Hinblick auf die intrapersonalen Faktoren folgende Aspekte berücksichtigen:

- Einbezug von frühen Interventionen in der Prävention.
 - Bereits im Säuglingsalter sind die Erfahrungen einer sicheren Bindung entscheidend. Die Bezugsperson muss auf die Signale des Säuglings feinfühlig reagieren, diese erkennen, richtig interpretieren und prompt und angemessen reagieren. Ein ängstlich-vermeidender Bindungsstil erhöht das Risiko für Suchtverhalten.
 - Verhaltensauffälligkeiten in der Kindheit können als frühe Manifestation bzw. als Prädisposition für spätere Probleme im Umgang mit Substanzen gesehen werden.
 - Werdende Eltern können in die Überlegungen mit einbezogen werden, da die Bedingungen bereits vor der Geburt (und natürlich danach) die Entwicklung des Kindes begünstigen.
- Berücksichtigung der Entwicklungsaufgaben beziehungsweise deren Bewältigung in Bezug auf die Entstehungsbedingungen und aufrechterhaltenden Bedingungen eines späteren Tabakkonsums. Welche altersspezifischen Entwicklungsaufgaben stellen sich, welche Funktion nimmt dabei der Konsum von Tabak ein und wie kann die Bewältigung von Entwicklungsaufgaben gelingend gestaltet werden?
- Tabakkonsum hat eine wichtige Funktion bei der Identitätsbildung von jungen Menschen. Themen der Gesundheit spielen für sie nur eine sehr untergeordnete Rolle.
- Es sind diejenigen Jugendlichen, die über negative Gefühle wie Depression, Ängstlichkeit und Stressempfinden klagen, die in einem hohen Risiko stehen, mit dem Rauchen zu beginnen und kontinuierlich weiter zu rauchen. Dabei entsteht ein Teufelskreis, da sich durch das Rauchen auch negative Gefühle weiter verstärken. In der Tabakprävention gilt es, die Kinder und Jugendlichen, denen es schlecht geht, besonders zu berücksichtigen.

- Das Erlernen der Kompetenz zur Selbstregulation hat eine besondere Bedeutung. Sie umfasst den Umgang mit Gefühlen und Stimmungen und die Fähigkeiten, Absichten durch zielgerichtetes und realitätsgerechtes Handeln zu verwirklichen sowie kurzfristige Befriedigungswünsche längerfristigen Zielen unterzuordnen.
- Der Einsatz von Lebenskompetenzprogrammen zielt sowohl auf den Umgang mit negativen Gefühlen und Selbstregulation, als auch auf vielfältige Kompetenzen, die es ermöglichen, das eigene Leben zu steuern und auszurichten, mit den Veränderungen in der Umwelt zu leben und selbst Veränderungen zu bewirken. Lebenskompetenzprogramme sollten flächendeckend umgesetzt werden.
- Besondere Berücksichtigung von Lebensereignissen und Wendepunkten im Leben von Kindern und Jugendlichen, die das Potenzial haben, die Personen aus der Bahn zu werfen. Aus der Lebenslaufperspektive ist es wichtig, den Einfluss einschneidender Lebensereignisse auf das Suchtverhalten besser zu verstehen und Risikogruppen zu identifizieren.
- Jugendliche als Akteure ihrer eigenen Entwicklung adressieren. Sie lösen bestimmte Aufgaben auf eine eigenständige und oft auch innovative Art und Weise. Partizipative Ansätze sind lohnenswert.
- Bei allen Massnahmen ist der Einbezug des sozialen Kontextes angezeigt. Massnahmen mit einem alleinigen Fokus auf die individuelle Ebene greifen zu kurz.

Die oben dargestellten Punkte sollen als Ideenliste verstanden werden, die das Potenzial der Tabakprävention erweitern kann. Viele der aufgeführten Punkte sind schon Bestandteil von bestehenden Präventionsmassnahmen. Gleichzeitig ermöglicht die Betrachtung der Lebenswelt von Kindern und Jugendlichen einen erweiterten Blick für die bestehenden Projekte der Tabakprävention. Mit dem vorliegenden Bericht zu den Lebenswelten von Kindern und Jugendlichen in der Schweiz ist die Hoffnung verbunden, dass sich bestehende Projekte und ihre Massnahmen besser einordnen lassen, dass verschiedene Ideen aufgenommen werden und dass sich auf dieser Basis erweiterte Synergien und Kooperationen im Rahmen des vorgesehenen Programms der Tabakprävention bei Kindern und Jugendlichen schaffen lassen.

8. Literatur

- Abels, H. (1993): Psychologische Neubestimmung der Grundkategorie Entwicklung: Lebensspanne, Lebensereignisse, Übergänge. Das Subjekt nimmt zu seiner sozialen Umwelt Stellung. In H. Abels (Hrs.), *Jugend vor der Moderne: Soziologische und psychologische Theorien des 20. Jahrhunderts* (S. 409-426). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Abels, H. (2009): *Wirklichkeit. Über Wissen und andere Definitionen der Wirklichkeit, über uns und Andere, Fremde und Vorurteile*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Ainsworth, M. D. S., Blehar, M. C., Waters, E. & Wall, S. (1991): *Patterns of attachment: A psychological study of the strange situation*. Oxford: Lawrence Erlbaum.
- Alamar, B. & Glantz, S. A. (2006): Effect of increased social unacceptability of cigarette smoking on reduction in cigarette consumption. *American Journal of Public Health* 96(6), 1359–1363.
- Alati, R., Maloney, E., Hutchinson, D. M., Najman, J. M., Mattick, R. P., Bor, W. & Williams, G. M. (2010): Do maternal parenting practices predict problematic patterns of adolescent alcohol consumption? *Addiction*, 105(5), 872-880.
- Alavi, S. S., Ferdosi, M., Jannatifard, F., Eslami, M., Alaghemandan, H. & Setare, M. (2012): Behavioral Addiction versus Substance Addiction: Correspondence of Psychiatric and Psychological Views. *International Journal of Preventive Medicine*, 3(4), 290-294.
- Albert, M., Hurrelmann, K. & Quenzel, G. (2015): *Jugend 2015 : eine pragmatische Generation im Aufbruch: 17. Shell Jugendstudie* (Deutsche Shell-Aktiengesellschaft. Jugendwerk). Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Allen, J. P., Chango, J., Szewedo, D., Schad, M. & Marston, E. (2012): Predictors of susceptibility to peer influence regarding substance use in adolescence. *Child Development*, 83(1), 337-350.
- Aloise-Young, P. A. & Kaepfner, C. J. (2005): Sociometric Status as a Predictor of Onset and Progression in Adolescent Cigarette Smoking. *Nicotine Tob Res*, 7(2), 199-206.
- Anderson, S. J. & Ling, P. M. (2008): "And they told two friends...and so on": RJ Reynolds' viral marketing of Eclipse and its potential to mislead the public. *Tobacco Control*, 17(4), 222-229.
- Appel, E. (2001): *Auswirkungen eines Peer-Education-Programms auf Multiplikatoren und Adressaten - eine Evaluationsstudie*. Berlin: Inauguraldissertation am Fachbereich Erziehungs- und Unterrichtswissenschaften der Freien Universität Berlin
- Arnett, J. J. (2007): The myth of peer influence in adolescent smoking initiation. *Health Education & Behavior*, 34(4), 594-607.
- Audrain-McGovern, J., Rodriguez, D. & Kassel, J. D. (2009): Adolescent smoking and depression: evidence for self-medication and peer smoking mediation. *Addiction* 104(10), 1743-1756.
- Autorengruppe Bildungsberichterstattung (2016): *Bildung in Deutschland 2016. Ein indikatorengestützter Bericht mit einer Analyse zu Bildung und Migration*. Wiesbaden W. Bertelsmann.
- Bader, P., Boisclair, D. & Ferrence, R. (2011): Effects of Tobacco Taxation and Pricing on Smoking Behavior in High Risk Populations: A Knowledge Synthesis. *International Journal of Environmental Research and Public Health*, 8(11), 4118-4139.
- Baier, D., Pfeiffer, C., Simonson, J. & Rabold, S. (2009): *Jugendliche in Deutschland als Opfer und Täter von Gewalt*. Hannover: Kriminologisches Forschungsinstitut Niedersachsen.
- Baier, F., Heeg, R. & Gerodetti, J. (2013): *Die Erzeugung von Wirkungen und Nutzen in Schulsozialarbeit und Jugendarbeit. Clear-Box-Forschung in offen strukturierten Handlungsfeldern. Schlussbericht zuhanden der Gemeinde Spreitenbach*. Basel: Hochschule für Soziale Arbeit FHNW.
- Bailey, J. A., Hill, K. G., Meacham, M. C., Young, S. E. & Hawkins, J. D. (2011): Strategies for characterizing complex phenotypes and environments: General and specific family environmental predictors of young adult tobacco dependence, alcohol use disorder, and co-occurring problems. *Drug and Alcohol Dependence*, 118(2–3), 444-451.

- Bartholomew, L. K., Parcel, G. S., Kok, G., Gottlieb, N. H. & Fernandez, M. E. (2011): *Planning Health Promotion Programs: An Intervention Mapping Approach, 3rd Edition*. San Francisco: John Wiley & Sons.
- Bartolomew, K. & Horowitz, L. M. (1991): Attachment styles among young adults: A test of a four-category model. *Personality and Social Psychology*, 61(1991), 226-244.
- Bates, J., Gallon, C., Bocci, M., Walker, S. & Taylor, T. (2006): *Converged multimedia networks*. West Sussex: Wiley.
- Bauer, U. (2012): Das sozialisationstheoretische Paradigma. In U. Bauer, U. H. Bittlingmayer & A. Scherr (Hrsg.), *Handbuch Bildungs- und Erziehungssoziologie*. Wiesbaden VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Beck, P. (2006): Jenseits von Klasse und Geschlecht? Anmerkungen zu Ulrich Becks Individualisierungstheorem. *Gender Bulletins* (32).
- Beck, U. (1986): *Risikogesellschaft : auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Beck, U. (2000): *Risikogesellschaft : Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Becker, R. & Zangger, C. (2013): Educational expansion in Switzerland and its consequences. *KZfSS Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 65(3), 423-449.
- Bendrath, R. & Mueller, M. (2011): The End of the Net as We Know it? Deep Packet Inspection and Internet Governance. *New Media & Society*, 13(7), 1142-1160.
- Berk, L. E. (2005): *Entwicklungspsychologie*. München: Pearson Studium.
- Bernat, D. H., Erickson, D. J., Widome, R., Perry, C. L. & Forster, J. L. (2008): Adolescent smoking trajectories: results from a population-based cohort study. *Journal of Adolescent Health*, 43(4), 334-340.
- Betz, T., Gaiser, W. & Pluto, L. (2010): Partizipation von Kindern und Jugendlichen. In T. Betz, W. Gaiser & L. Pluto (Hrsg.), *Partizipation von Kindern und Jugendlichen : Forschungsergebnisse, Bewertungen, Handlungsmöglichkeiten* (S. 11-31). Schwalbach (Ts.): Wochenschau Verlag.
- Bildungsdirektion Kanton Zürich (2014): Nach neun Jahren Schule. Entwicklung der schulischen Leistungen von Schülerinnen und Schülern im Kanton Zürich während der obligatorischen Schulzeit. In B. K. Zürich (Ed.). Zürich.
- Böhnisch, L. (2001): *Sozialpädagogik der Lebensalter* (3. überarbeitete und erweiterte Aufl.). Weinheim: Juventa.
- Boll, C. & Hoffmann, M. (2015): *It's not all about parents' education, it also matters what they do. Parents' employment and children's school success in Germany*.
- Boyd, D. (2006): Friends, Friendsters, and Fop 8: Writing community into being on social network sites. *First Monday*, 11(12).
- boyd, d. (2007): Why Youth (Heart) Social Network Sites: The Role of Networked Publics in Teenage Social Life. In D. Buckingham (Hrs.), *Youth, Identity, and Digital Media* (S. 119-142): MIT Press.
- Brenner, G. (2016): Gesellschaftliche und politische Partizipation von Kindern und Jugendlichen. *deutsche jugend* (5), 226-233.
- Brinn, M. P., Carson, K. V., Esterman, A. J., Chang, A. B. & Smith, B. J. (2010): Mass media interventions for preventing smoking in young people. *Cochrane Database of Systematic Reviews*(11).
- Bühler, A. & Thrul, J. (2013): *Expertise zur Suchtprävention. Aktualisierte und erweiterte Neuauflage der "Expertise zur Prävention des Substanzmissbrauchs"*. Köln: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung.
- Bundesamt für Statistik Schweiz (o.J.): *Armutsgefährdung, nach verschiedenen soziodemografischen Merkmalen*. <http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/themen/01/04/blank/key/02/05.Dokument.114505.xls>. abgefragt am: 2.8.2016.
- Bundesminister für Jugend Familie Frauen und Gesundheit (1990): Achter Jugendbericht. Bericht über Bestrebungen und Leistungen der Jugendhilfe. In F. Bundesminister für Jugend, Frauen und Gesundheit (Ed.). Bonn.
- Buschauer, R. & Willis, K. S. (2013): *Lokative Media. Medialität und Räumlichkeit. Multidisziplinäre Perspektiven zur Verortung der Medien*. Bielefeld: transcript.

- Canevascini, M. & Pasche, M. (2015): Enfants et adolescents principalement ciblés par les publicités pour le tabac. *Paediatrica*, 26(3), 40.
- Carson, K. V., Brinn, M. P., Labiszewski, N. A., Esterman, A. J., Chang, A. B. & Smith, B. J. (2011): Community interventions for preventing smoking in young people. *Cochrane Database of Systematic Reviews*(7).
- Chiapparini, E. & Skrobanek, J. (2012): *Engagement- und Partizipationsformen von Jugendlichen. Eine Vollerhebung unter Oberstufenschülerinnen und -schülern in der March*. Zürich: Universität Zürich.
- Choquet, M., Hassler, C., Morin, D., Falissard, B. & Chau, N. (2008): Perceived parenting styles and tobacco, alcohol and cannabis use among french adolescents: Gender and family structure differentials. *Alcohol and Alcoholism*, 43(1), 73-80.
- Christakis, D. A., Garrison, M. M., Ebel, B. E., Wiehe, S. E. & Rivara, F. P. (2003): Pediatric smoking prevention interventions delivered by care providers: a systematic review. *American Journal of Preventive Medicine* 25(4), 358-362.
- Crone, M. R., Reijneveld, S. A., Willemsen, M. C., van Leerdam, F. J. M., Spruijt, R. D. & Sing, R. A. H. (2003): Prevention of smoking in adolescents with lower education: a school based intervention study. *Journal of Epidemiology and Community Health*, 57(9), 675-680.
- Currie, C., Zanotti, C., Morgan, A., Currie, D., de Looze, M., Roberts, C., Samdal, O., Smith, O. R. F. & Barnekow, V. (2012): *Social determinants of health and well-being among young people. Health Behaviour in School-aged Children (HBSC) Study: International Report from the 2009/2010 Survey*. . Copenhagen: WHO Regional Office for Europe,.
- Danielsson, A.-K., Romelsjö, A. & Tengstrom, A. (2011): Heavy episodic drinking in early adolescence: Gender-specific risk and protective factors. *Substance Use & Misuse*, 46(5), 633-643.
- De Wolff, M. S. & Van IJzendoorn, M. H. (1997): Sensitivity and Attachment: A Meta-Analysis on Parental Antecedents of Infant Attachment. *Child Development*, 68(4), 571-591.
- Degele, N. & Dries, C. (2005): *Modernisierungstheorie. Eine Einführung*. München: Fink.
- Deinet, U. (2013): „Aneignung“ und „Raum“ - zentrale Begriffe des sozialräumlichen Konzepts.
- Demmler, K., Heinemann, K., Schubert, G. & Wagner, U. (2012): *Expertise: Peer-to-Peer-Konzepte in der medienpädagogischen Arbeit*. München: JFF – Institut für Medienpädagogik in Forschung und Praxis.
- Denscombe, M. (2001): Peer group pressure, young people and smoking: new developments and policy implications. *Drugs: Education, Prevention and Policy*, 8(1), 7-32.
- DiFranza, J. R. (2012): Which interventions against the sale of tobacco to minors can be expected to reduce smoking? *Tobacco Control*, 21(4), 436-442.
- DKHW (2015): Kinderreport 2015. Rechte von Kindern in Deutschland. In D. K. e.V. (Ed.). Berlin.
- DOJ (o.J.): Offene Kinder- und Jugendarbeit in der Schweiz. Grundlagen für Entscheidungsträger und Fachpersonen. In D. D. o. Jugendarbeit (Ed.).
- Donovan, J. E. & Molina, B. S. (2011): Childhood risk factors for early-onset drinking. *Journal of Studies on Alcohol and Drugs*, 72(5), 741-751.
- Döring, N. (2003): *Sozialpsychologie des Internet. Die Bedeutung des Internet für Kommunikationsprozesse, Identitäten, soziale Beziehungen und Gruppen*. Göttingen: Hogrefe.
- Dreher, E. & Dreher, M. (1985): Entwicklungsaufgaben im Jugendalter. Bedeutsamkeit und Bewältigungskonzepte. In D. Liepmann & A. Stickstrud (Hrsg.), *Entwicklungsaufgaben und Bewältigungsprobleme in der Adoleszenz* (S. 56-70). Göttingen: Verlag für Psychologie.
- DuBois, D. L., Holloway, B. E., Valentine, J. C. & Cooper, H. (2002): Effectiveness of mentoring programs for youth: a meta-analytic review. *American Journal of Community Psychology*, 30(2), 157-197.
- Ecarius, J. (2011): *Jugend und Sozialisation*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Ecarius, J. (2015): Familie und Jugend. In S. Sandring, W. Helsper & H.-H. Krüger (Hrsg.), *Jugend: Theoriediskurse und Forschungsfelder* (S. 89-104). Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.

- Ecarius, J., Hößl, S. E. & Berg, A. (2012): Peergroup – Ressource oder biographische Gefährdung? In J. Ecarius & M. Eulenbach (Hrsg.), *Jugend und Differenz: Aktuelle Debatten der Jugendforschung* (S. 161-181). Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Elder, G. H. (1998): The life course as a developmental theory. *Child Development*, 1998(69), 1-12.
- Elder, G. H. (1999): *Children of the great depression: Social change in life experience*. . Boulder, CO: Westview Press.
- Elder, G. H., George, L. K. & Shanahan, M. J. (1996): Psychosocial stress over the life course. In H. B. Kaplan (Hrs.), *Psychosocial stress: Perspectives on structure, theory, life-course, and methods* (S. 247-292). San Diego: Academic Press.
- Elder, G. H. & Giele, J. (2009): Life course studies: An evolving field. In G. H. Elder Jr. & J. Giele (Hrsg.), *The craft of life course research*. New York: Guilford Press.
- Engels, D., Thielebein, C., Bundesministerium für Arbeit und Soziales & SG - Institut für Sozialforschung und Gesellschaftspolitik GmbH (2011): *Lebenslagen in Deutschland - Armuts- und Reichtumsberichterstattung der Bundesregierung: Zusammenhang von sozialer Schicht und Teilnahme an Kultur-, Bildungs- und Freizeitangeboten für Kinder und Jugendliche*. Bonn: Bundesministerium für Arbeit und Soziales
- Erikson, E. H. (1973): *Identität und Lebenszyklus*. Frankfurt am Main.
- Erikson, E. H. (1994): *Identity and the Life Cycle*. New York: W.W.Norton and Company.
- Ernst, T. (2013): *Literatur und Subversion. Politisches Schreiben in der Gegenwart*. Bielefeld: Transcript.
- Eschmann, S., Zimprich, D., Metzke, C. W. & Steinhausen, H.-C. (2011): A developmental trajectory model of problematic substance use and psychosocial correlates from late adolescence to young adulthood. *Journal of Substance Use*, 16(4), 295-312.
- Esser, G., Wyschkon, A., Schmidt, M. H., Blanz, B. & Ihle, W. (2008): Ein Entwicklungsmodell des Substanzmissbrauchs im frühen Erwachsenenalter. *Kindheit und Entwicklung*, 17(1), 31-45.
- Farrington, D. P. (2007): Advancing knowledge about desistance. *Journal of Contemporary Criminal Justice*, 23(1), 125-134.
- Felitti, V. J. (2003): Ursprünge des Suchtverhaltens: Evidenzen aus einer Studie zu belastenden Kindheitserfahrungen. *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie*, 52(8), 547-559.
- Ferchhoff, W. (2007): *Jugend und Jugendkulturen im 21. Jahrhundert. Lebensformen und Lebensstile* Wiesbaden: VS Verlag.
- Ferchhoff, W. (2011): Aufwachsen heute: Veränderte Erziehungs- und Sozialisationsbedingungen in Familie, Schule, Beruf, Freizeit und Gleichaltrigengruppe, *Jugend und Jugendkulturen im 21. Jahrhundert: Lebensformen und Lebensstile* (S. 305-450). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Flammer, A. & Alsaker, F. (2001): *Entwicklungspsychologie der Adoleszenz. Die Erschließung innerer und äußerer Welten im Jugendalter*. Bern: Huber.
- Flay, B. R., Snyder, F. J. & Petraitis, J. (2009): The Theory of Triadic Influence. In R. J. DiClemente, M. C. Kegler & R. A. Crosby (Hrsg.), *Emerging Theories in Health Promotion Practice and Research*. New York: Jossey-Bass.
- Foucault, M. (1994): *Überwachen und Strafen: die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Frankham, J. (1998): Peer Education: the unauthorised version. *British Educational Research Journal*, 24(2), 179-193.
- Franzkowiak, P. (1987): Risikoverhalten als Entwicklungsaufgabe. Zur "subjektiven Vernunft" von Zigarettenrauchen und Alkoholkonsum in der Adoleszenz. In U. Laaser, G. Sasser, G. Murza & P. Sabo (Hrsg.), *Prävention und Gesundheitserziehung*. Berlin: Springer.
- Fuentes, M. C., Alarcón, A., García, F. & Gracia, E. (2015): Consumo de alcohol, tabaco, cannabis y otras drogas en la adolescencia: efectos de la familia y peligro del barrio. *Anales de Psicología*, 31, 1000-1007.

- Fujimoto, K. & Valente, T. W. (2012): Decomposing the components of friendship and friends' influence on adolescent drinking and smoking. *Journal of Adolescent Health*, 51(2), 136-143.
- Gaugele, E. (2003): „Ich misch das so“. Jugendmode: ein Sampling von Gender, Individualität und Differenz. In E. Gaugele & K. Reiss (Hrsg.), *Jugend, Mode, Geschlecht: die Inszenierung des Körpers in der Konsumkultur* (S. 34-49). Frankfurt: Campus.
- Gentzel, P. (2015): *Praxistheorie und Mediatisierung. Grundlagen, Perspektiven und eine Kulturgeschichte der Mobilkommunikation*. Wiesbaden: Springer.
- Gervais, A., O'Loughlin, J., Meshefedjian, G., Bancej, C. & Tremblay, M. (2006): Milestones in the natural course of onset of cigarette use among adolescents. *Canadian Medical Association Journal* 175(3), 255-261.
- Giddens, A. (1995): *Konsequenzen der Moderne*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Giele, J. & Elder, G. H. (1998): *Methods of life course research: Qualitative and quantitative approaches*. Thousand Oaks, CA: SAGE.
- Gilpin, E. A., Lee, L. & Pierce, J. P. (2004): Changes in population attitudes about where smoking should not be allowed: California versus the rest of the USA. *Tobacco Control*, 13(1), 38-44.
- Glanz, K. & Bishop, D. B. (2010): The Role of Behavioral Science Theory in Development and Implementation of Public Health Interventions. *Annual Review of Public Health*, 31, 399-418.
- Gmel, G., Kuendig, H., Notari, L. & Gmel, C. (2014): *Suchtmonitoring Schweiz. Konsum von Alkohol, Tabak und illegalen Drogen in der Schweiz im Jahr 2013* Lausanne: Sucht Schweiz.
- Gmel, G., Kuendig, H., Notari, L. & Gmel, C. (2016): *Suchtmonitoring Schweiz - Konsum von Alkohol, Tabak und illegalen Drogen in der Schweiz im Jahr 2015*. Lausanne: Sucht Schweiz.
- Gmel, G., Kuntsche, E., Wicki, M. & Labhart, F. (2009): *Das European School Survey Project on Alcohol and Other Drugs (ESPAD) in der Schweiz: Wichtigste Ergebnisse im Vergleich 2003 und 2007*. Lausanne: Schweizerische Fachstelle für Alkohol- und andere Drogenprobleme [sfa/ispa](http://sfa.ispa.ch).
- Gosebruch, G., Sánchez, M., Delva, J., Wagner, F. & Anthony, J. C. (2003): Family Attention and Tobacco Smoking Among Adolescents in Central America, Panama, and the Dominican Republic. *Substance Use & Misuse*, 38(8), 1037-1062.
- Green, H. D., Horta, M., Haye, K. d. I., Tucker, J. S., Kennedy, D. R. & Pollard, M. (2013): Peer Influence and Selection Processes in Adolescent Smoking Behavior: A Comparative Study. *Nicotine Tob Res*, 15(2), 534-541.
- Green, L. & Kreuter, M. (2005): *Health program planning: An educational and ecological approach. 4th edition*. New York, NY: McGrawhill.
- Grundies, V. (2011): *Gibt es typische kriminelle Karrieren?* Freiburg: Max-Planck-Institut für ausländisches und internationales Strafrecht.
- Grunwald, K. & Thiersch, H. (2015): Lebensweltorientierung. In H.-U. Otto (Hrs.), *Handbuch Soziale Arbeit: Grundlagen der Sozialarbeit und Sozialpädagogik* (5., erw. Aufl. ed., S. 934-944). München: Reinhardt.
- Habermas, J. (1996): *Strukturwandel der Öffentlichkeit* (5. Aufl.). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Habermas, J. (1997): *Theorie des kommunikativen Handelns (Band 2)*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Habermas, J. & Ratzinger, J. (2005): *Dialektik der Säkularisierung: Über Vernunft und Religion*. Freiburg, i. Br.: Herder.
- Hafeneger, B., Jansen, M. M. & Feick, A. (2001): *Rechte Cliques: Alltag einer neuen Jugendkultur*. Weinheim: Juventa.
- Hagedorn, J. (2008): *Jugendkulturen als Fluchtlinien. Zwischen Gestaltung von Welt und der Sorge um das gegenwärtige Selbst*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Hahm, H. C., Kolaczyk, E., Jang, J., Swenson, T. & Bhindarwala, A. M. (2012): Binge drinking trajectories from adolescence to young adulthood: The effects of peer social network. *Substance Use & Misuse*, 47(6), 745-756.

- Hamari, J., Koivisto, J. & Sarsa, H. (2014): Does Gamification Work? - A Literature Review of Empirical Studies on Gamification, *Proceedings of the 47th Hawaii International Conference on System Sciences*. Hawaii, USA.
- Harakeh, Z. & Vollebergh, W. A. M. (2013): Young Adult Smoking in Peer Groups: An Experimental Observational Study. *Nicotine Tob Res*, 15(3), 656-661.
- Harring, M. (2011): *Das Potenzial der Freizeit: soziales, kulturelles und ökonomisches Kapital im Kontext heterogener Freizeitwelten Jugendlicher*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Haug, S., Schaub, M. P., Paz Castro, R. & Schmid, H. (2014): Barrieren und Ressourcen für einen Rauchstopp bei Auszubildenden. *SUCHT - Zeitschrift für Wissenschaft und Praxis*, 60(4), 225-234.
- Haug, S., Schmid, H. & Bayer-Oglesby, L. (2013): Text messaging to support smoking cessation in young people: A cluster randomised controlled trial. *Psychology & Health*, 28(sup1), 103.
- Havighurst, R. J. (1972): *Developmental Tasks and Education*. New York: McKay.
- Heeg, R., Steiner, O. & Gerodetti, J. (2011): *Bestandesaufnahme von Angebotsstrukturen der Jugendarbeit und kommunalen Jugendförderung im Kanton Aargau*. Olten/Basel:
- Heinz, A. J., Kassel, J. D., Berbaum, M. & Mermelstein, R. (2010): Adolescents' expectancies for smoking to regulate affect predict smoking behavior and nicotine dependence over time. *Drug and Alcohol Dependence* 111(1-2), 128-135.
- Heinz, W. R. (2011): Jugend im gesellschaftlichen Wandel: soziale Ungleichheiten von Lebenslagen und Lebensperspektiven. In E. M. Krekel (Hrs.), *Neue Jugend, neue Ausbildung? Beiträge aus der Jugend- und Bildungsforschung* (S. 15-30). Bielefeld: Bertelsman.
- Heitmeyer, W. (1998): *Gewalt. Schattenseiten der Individualisierung bei Jugendlichen aus unterschiedlichen Milieus*. Weinheim: Juventa.
- Helsper, W. (2015): Schülerbiographie und Schülerhabitus. In S. Sandring, W. Helsper & H.-H. Krüger (Hrsg.), *Jugend: Theoriediskurse und Forschungsfelder* (S. 131-159). Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Helsper, W., Krüger, H.-H. & Sandring, S. (2015): Wandel der Theorie- und Forschungsdiskurse in der Jugendforschung. In S. Sandring, W. Helsper & H.-H. Krüger (Hrsg.), *Jugend: Theoriediskurse und Forschungsfelder* (S. 9-32). Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Hendricks, G., Savahl, S. & Florence, M. (2015): Adolescent peer pressure, leisure boredom, and substance use in low-income Cape Town communities. *Social Behavior and Personality*, 43(1), 99-110.
- Hepp, A. (2004): *Netzwerke der Medien. Medienkulturen und Globalisierung*. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden.
- Hepp, A. & Hartmann, M. (2010): Mediatisierung als Metaprozess: Der analytische Zugang von Friedrich Krotz zur Mediatisierung der Alltagswelt. In M. Hartmann & A. Hepp (Hrsg.), *Die Mediatisierung der Alltagswelt* (S. 9-20). Wiesbaden: VS Verlag.
- Hibell, B. (2013): *The 2012 ESPAD impact survey*. Lissabon: Euroean Monitoring Centre for Drugs and Drug Addiction.
- Hiscock, R., Bauld, L., Amos, A., Fidler, J. A. & Munafo, M. (2012): Socioeconomic status and smoking: a review. *Annals of the New York Academy of Sciences*, 1248, 107-123.
- Hitzler, R., Bucher, T. & Niederbacher, A. (2010): *Leben in Szenen. Formen jugendlicher Vergemeinschaftung heute* (3. Auflage). Leverkusen: Leske + Budrich.
- Hitzler, R. & Niederbacher, A. (2010): Szenen im Kontext gesellschaftlicher Modernisierung, *Leben in Szenen: Formen juveniler Vergemeinschaftung heute* (S. 11-31). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hoffmann, N. F. (2015): Praxeologische Szeneforschung. In S. Sandring, W. Helsper & H.-H. Krüger (Hrsg.), *Jugend: Theoriediskurse und Forschungsfelder* (S. 253-268). Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Holz, G. & Hock, B. (2006): Infantilisierung von Armut begreifbar machen - Die AWO-ISS-Studien zu familiärer Armut. *Vierteljahrshefte zur Wirtschaftsforschung DIW Berlin*, 1(75), 77-88.

- Homfeldt, H.-G. & Sting, S. (2006): *Soziale Arbeit und Gesundheit. Eine Einführung*. München: Ernst Reinhardt Verlag
- Hornstein, W. (2001): Was soll Jugendarbeit? Zwischen Prävention und Emanzipation. Ein Beitrag zur Aufgabenbestimmung der Jugendarbeit im Zeitalter der ,radikalierten Moderne. In T. Freund (Hrs.), *Prävention: zur kritischen Bewertung von Präventionsansätzen in der Jugendarbeit* (S. 15–50). Opladen: Leske + Budrich.
- Hornung, R. (2008): *Stimmt es, dass Rauchen bei jungen Menschen nicht mehr im Trend liegt?* : Universität Zürich. [Online].
<http://www.175jahre.uzh.ch/ausstellungen/tram/postkarten2/rauchen.html>.
- Hublet, A., Schmid, H., Clays, E., Godeau, E., Gabhainn, S. N., Joossens, L., Maes, L. & Network, H. R. (2009): Association between tobacco control policies and smoking behaviour among adolescents in 29 European countries. *Addiction*, 104(11), 1918–1926.
- Hugger, K.-U. (2010): *Digitale Jugendkulturen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hurrelmann, K., Bauer, U., Grundmann, M. & Walper, S. (2015): *Handbuch Sozialisationsforschung* (8. vollständig überarbeitete Auflage). Weinheim und Basel: Beltz Verlag.
- Hurrelmann, K., Grundmann, M. & Walper, S. (2008): *Handbuch Sozialisationsforschung* (7. vollständig überarbeitete Auflage). Basel und Weinheim.
- Hurrelmann, K. & Quenzel, G. (2013): *Lebensphase Jugend: eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung* (12., korrigierte Aufl.). Weinheim: Beltz Juventa.
- Hurrelmann, K., Rosewitz, B. & Wolf, H. K. (2012): *Lebensphase Jugend : eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung* (2. Aufl.). Weinheim: Juventa Verlag.
- Husserl, E. (1996): *Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologi : eine Einleitung in die phänomenologische Philosophie* (3. Aufl). Hamburg: Meiner Verlag.
- Husserl, E. (Hrsg.). (2012): *Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie*. Hamburg: Felix Meiner Verlag.
- Hutchison, E. D. (2011): A Life Course Perspective. In E. D. Hutchison (Hrs.), *Dimensions of Human behavior. The Changing Life Course* (S. 1–38). London: SAGE Publications.
- Huwart, J.-Y. & Verdier, L. (2013): *Economic Globalisation. Origins and consequences : What is the impact of globalisation on the environment?* Paris: OECD Publishing.
- Hwang, M. S., Yeagley, K. L. & Petosa, R. (2004): A meta-analysis of adolescent psychosocial smoking prevention programs published between 1978 and 1997 in the United States. *Health Education & Behavior* 31(6), 702–719.
- Inchley, J., Currie, D., Young, T., Samdal, O., Torsheim, T., Augustson, L., Mathison, F., Aleman-Diaz, A., Molcho, M., Weber, M. & Barnekow, V. (2016): *Growing up unequal: gender and socioeconomic differences in young people's health and well-being. Health Behaviour in School-aged Children (HBSC) study: international report from the 2013/2014 survey*. Copenhagen:
- Isensee, B. & Hanewinkel, R. (2012): Meta-analysis on the effects of the smoke-free class competition on smoking prevention in adolescents. *European Addiction Research*, 18(3), 110–115.
- Iske, S., Klein, A. & Kutscher, N. (2004): *Digitale Ungleichheit und formaler Bildungshintergrund – Ergebnisse einer empirischen Untersuchung über Nutzungsdifferenzen von Jugendlichen im Internet*. Bielefeld: Kompetenzzentrum Informelle Bildung (KIB): Fakultät für Pädagogik, Universität Bielefeld.
- Jack, G. (2010): Place matters: The significance of place attachments for children's well-being. *British Journal of Social Work*, 40(3), 755–771.
- Jamal, M., Does, A. J., Penninx, B. W. & Cuijpers, P. (2011): Age at smoking onset and the onset of depression and anxiety disorders. *Nicotine & Tobacco Research* 13(9), 809–819.
- Jenkins, H. (2006): *Convergence culture where old and new media collide*. New York: New York Univ. Press.
- Joas, H. (1996): *Die Kreativität des Handelns*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

- Jöckel, S. (2014): Stellenwert und Bedeutung von Werbung für Kinder und Jugendliche. In A. Tillmann, S. Fleischer & K.-U. Hugger (Hrsg.), *Handbuch Kinder und Medien* (S. 469-480). Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Jörissen, B. & Marotzki, W. (2009): *Medienbildung – Eine Einführung*. Bad Heilbrunn: UTB.
- Kahr, R. (2016): Mediale Tradierung von School Shootings – Berichterstattung deutscher Massenmedien nach schweren Gewalttaten. In J. F. Robertz & R. Kahr (Hrsg.), *Die mediale Inszenierung von Amok und Terrorismus: Zur medienpsychologischen Wirkung des Journalismus bei exzessiver Gewalt* (S. 61-80). Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Kappeler, M., Barsch, G., Gaffron, K., Hayner, E. & Ulbrich, S. (1999): *Jugendliche und Drogen. Ergebnisse einer Längsschnittuntersuchung in Ost-Berlin nach der Maueröffnung*. Opladen: Leske + Budrich.
- Karagulle, D., Donath, C., Grasel, E., Bleich, S. & Hillemacher, T. (2010): Binge drinking in adolescents and young adults. *Fortschritte der Neurologie, Psychiatrie*, 78(4), 196-202.
- Karstedt, S. (1975): Soziale Randgruppen und soziologische Theorie. In M. B. J. Hohmeier (Hrsg.), *Stigmatisierung 1, Zur Produktion gesellschaftlicher Randgruppen*. Darmstadt: Luchterhand.
- Kasper, T. & Aern, B. (2008): *Literaturstudie und Bestandesaufnahme zur transkulturellen Tabak- und Alkoholprävention* Bern: Schweizerisches Rotes Kreuz.
- Kassel, J. D., Wardle, M. & Roberts, J. E. (2007): Adult attachment security and college student substance use. *Addictive Behaviors*, 32(2007), 1164–1176.
- Kelly, A. B., Haynes, M. A. & Marlatt, G. A. (2008): The impact of adolescent tobacco-related associative memory on smoking trajectory: an application of negative binomial regression to highly skewed longitudinal data. *Addictive Behaviors* 33(5), 640-650.
- Kendler, K., Gardner, C. & Dick, D. (2011): Predicting alcohol consumption in adolescence from alcohol-specific and general externalizing genetic risk factors, key environmental exposures and their interaction. *Psychological Medicine*, 41(7), 1507-1516.
- Kern-Scheffeld, W. (2005): Peer Education und Suchtprävention. *Suchtmagazin*(5), 3-10.
- Kilb, R. (2012): Die Stadt als Sozialisationsraum. In F. Eckardt (Hrsg.), *Handbuch Stadtsoziologie* (S. 613-632). Wiesbaden: Springer VS.
- King, V. (2013): Optimierte Kindheiten. Familiäre Fürsorge im Kontext von Beschleunigung und Flexibilisierung. In F. Dammasch & M. Teising (Hrsg.), *Das modernisierte Kind* (S. 31–51). Frankfurt a. M.: Brandes & Apsel
- Klein, A. (2004): Von "Digital Divide" zu "Voice Divide". In H.-U. Otto & N. Kutscher (Hrsg.), *Informelle Bildung Online. Perspektiven für Bildung, Jugendarbeit, Medienpädagogik* (S. 97-121). Weinheim und München: Juventa.
- Knittel, T., Schneidenbach, T. & Mohr, S. (2015): *Zuviel Stress – zuviel Druck! Wie Schweizer Jugendliche mit Stress und Leistungsdruck umgehen.. Juvenir-Studie 4.0. Eine Studie der Jacobs Foundation verfasst von Prognos* Basel:
- Knoche, M. (2005): Entwicklung von Medientechniken als "Neue Medien" aus der Sicht einer Kritik der Politischen Ökonomie der Medien. In K. Arnold & C. Neuberger (Hrsg.), *Alte Medien - neue Medien. Theorieperspektiven, Medienprofile, Einsatzfelder* (S. 40-62). Wiesbaden: VS-Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kötters, C., Krüger, H.-H. & Brake, A. (1996): Wege aus der Kindheit. Verselbständigungsschritte ins Jugendalter. In P. Büchner, B. Fuhs, H.-H. Krüger & W. Wolf (Hrsg.), *Vom Teddybär zum ersten Kuss: Wege aus der Kindheit in Ost- und Westdeutschland* (S. 99-128). Opladen: Leske + Budrich.
- Krappmann, L. (2000): *Soziologische Dimensionen der Identität. Strukturelle Bedingungen für die Teilnahme an Interaktionsprozessen* (9). Stuttgart: Klett Cotta.
- Krotz, F. (2001): *Die Mediatisierung kommunikativen Handelns : der Wandel von Alltag und sozialen Beziehungen, Kultur und Gesellschaft durch die Medien*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Krotz, F. (2003): Metaprozesse sozialen und kulturellen Wandels und die Medien. *Medien-Journal*, Jg. 27(Nr. 1), 7-19.

- Krotz, F. (2007): *Mediatisierung : Fallstudien zum Wandel von Kommunikation*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kuendig, H. & Astudillo, M. (2013): Learning from the chaos: Heterogeneous age limits of bans on tobacco sales to young people in Switzerland. *Drugs: Education, Prevention, and Policy*, 20(6), 482-487.
- Kuendig, H., Notari, L. & Gmel, G. (2016): *La cigarette électronique en Suisse en 2015 - Analyse des données du Monitoring suisse des addictions*. Lausanne: Addiction Suisse.
- Kuntz, B. & Lampert, T. (2016): Tabakkonsum und Passivrauchbelastung bei Jugendlichen in Deutschland. *Dtsch Arztebl International*, 113(3), 23-30.
- Kutscher, N., Klein, A., Lojewski, J. & Schäfer, M. (2009): *Medienkompetenzförderung für Kinder und Jugendliche in benachteiligten Lebenslagen. Konzept zur inhaltlichen, didaktischen und strukturellen Ausrichtung der medienpädagogischen Praxis in der Kinder- und Jugendarbeit*. Düsseldorf: Landesanstalt für Medien Nordrhein Westfalen.
- Lampert, T. (2008): Tabakkonsum und Passivrauchbelastung von Jugendlichen. *Deutsches Ärzteblatt*, 105(15), 265-271.
- Lamprecht, M., Fischer, A. & Stamm, H. (2008): *Sport Schweiz 2008: Kinder- und Jugendbericht*. BASPO.
- Lange, E. (2004): *Jugendkonsum im 21. Jahrhundert*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Laubstein, C. (2012): *Von alleine wächst sich nichts aus ... : Lebenslagen von (armen) Kindern und Jugendlichen und gesellschaftliches Handeln bis zum Ende der Sekundarstufe I. : Abschlussbericht der 4. Phase der Langzeitstudie im Auftrag des Bundesverbandes der Arbeiterwohlfahrt*. Frankfurt a.M.: Institut für Sozialarbeit und Sozialpädagogik.
- Laubstein, C., Dittman, J. & Holz, G. (2010): *Jugend und Armut. Forschungsstand sowie Untersuchungsdesign der AWO-ISS-Langzeitstudie „Kinder- und Jugendarmut IV“*. Frankfurt a.M.: Institut für Sozialarbeit und Sozialpädagogik e.V.
- Leonardi-Bee, J., Jere, M. L. & Britton, J. (2011): Exposure to parental and sibling smoking and the risk of smoking uptake in childhood and adolescence: a systematic review and meta-analysis. *Thorax* 66(10), 847-855
- Lettieri, D. J., Sayers, M. & Pearson, H. W. (1980): *Theories on Drug Abuse. Selected Contemporary Perspectives*. Rockville: National Institute on Drug Abuse.
- Lettieri, D. J. & Welz, R. (1983): *Drogenabhängigkeit. Ursachen und Verlaufsformen*. Weinheim, Basel: Belz.
- Levine, A., Huang, Y., Drisaldi, B., Griffin, E. A. J., Pollak, D. D., Xu, S., Yin, D., Schaffran, C., Kandel, D. B. & Kandel, E. R. (2011): Molecular mechanism for a gateway drug: epigenetic changes initiated by nicotine prime gene expression by cocaine. *Science Translational Medicine* 3(107), 107-109.
- Liao, Y., Huang, Z., Huh, J., Pentz, M. A. & Chou, C.-P. (2013): Changes in Friends' and Parental Influences on Cigarette Smoking From Early Through Late Adolescence. *Journal of Adolescent Health*, 53(2013), 132-138.
- Lloyd, B. & Lucas, K. (1998): *Smoking in adolescence: images and identities*.
- Losch, D., Schulze, J. & Groneberg, D. A. (2015): Factors influencing tobacco smoking in children and adolescents. *Zentralblatt für Arbeitsmedizin, Arbeitsschutz und Ergonomie*, 65(5), 245-249.
- Malmberg, M., Kleinjan, M., Overbeek, G., Vermulst, A. A., Lammers, J. & Engels, R. C. M. E. (2013): Are there reciprocal relationships between substance use risk personality profiles and alcohol or tobacco use in early adolescence? *Addictive Behaviors*, 38(12), 2851-2859.
- Mann, K. & Fauth-Bühler, M. (2014): Konzept und Positionierung der Verhaltenssüchte in der Klassifikation psychischer Erkrankungen. In K. Mann (Hrs.), *Verhaltenssüchte: Grundlagen, Diagnostik, Therapie, Prävention* (S. 1-9). Berlin, Heidelberg: Springer Berlin Heidelberg.
- Marmet, S., Archimi, a., Windlin, B. & Delgrande Jordan, M. (2015a): *Substanzkonsum bei Schülerinnen und Schülern in der Schweiz im Jahr 2014 und Trend seit 1986*. Lausanne: Sucht Schweiz.

- Marmet, S., Archimi, A., Windlin, B. & Delgrande Jordan, M. (2015b): *Substanzkonsum bei Schülerinnen und Schülern in der Schweiz im Jahr 2014 und Trend seit 1986. Resultate der Studie "Health Behaviour in School-aged Children" (HBSC)*. Lausanne: Sucht Schweiz.
- Maruska, K. & Hanewinkel, R. (2010): The impact of smoking in movies on children and adolescents. *Bundesgesundheitsblatt - Gesundheitsforschung - Gesundheitsschutz*, 53(2), 186-195.
- Marwick, A. E. & Boyd, D. (2014): Networked privacy: How teenagers negotiate context in social media. *New Media & Society*, 16(7), 1051-1067.
- Mason, M., Cheung, I. & Walker, L. (2004): Substance use, social networks, and the geography of urban adolescents. *Subst Use Misuse*, 39(10-12), 1751-1777.
- Mathie, E. & Ford, N. (1998): Peer Education For Health. In K. Topping & S. Ehly (Hrsg.), *Peer-assisted learning* (S. 203-218). Mahwah (N.J.) etc.: Lawrence Erlbaum.
- McDonough, M. H., Jose, P. E. & Stuart, J. (2016): Bi-directional effects of peer relationships and adolescent substance use: A longitudinal study. *J Youth Adolescence*, 45(8), 1652-1663.
- McGrath, D. S. & Barrett, S. P. (2009): The comorbidity of tobacco smoking and gambling: A review of the literature. *Drug and Alcohol Review*, 28(6), 676-681.
- McKay, M. T. & Cole, J. C. (2012): The relationship between alcohol use and peer pressure susceptibility, peer popularity and general conformity in Northern Irish school children. *Drugs: Education, Prevention, and Policy*, 19(3), 213-222.
- McLuhan, M. & Powers, B. R. (1995): *The Global Village. Der Weg der Mediengesellschaft in das 21. Jahrhundert*. Paderborn: Junfermann Verlag.
- Meinert, S. & Stollt, M. (2010): Was ist Globalisierung? Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Mellanby, A. R., Rees, J. B. & Tripp, J. H. (2000): Peer-led and adult-led school health education: a critical review of available comparative research. *Health Education Research*, 15(5), 533-545.
- Mercken, L., Snijders, T. A. B., Steglich, C., Vertiainen, E. & De Vries, H. (2010): Smoking-based selection and influence in gender-segregated friendship networks: a social network analysis of adolescent smoking. *Addiction*, 105(7), 1280-1289.
- Mergel, T. (2011): Modernisierung, *Europäische Geschichte Online (EGO)*. Mainz Institut für Europäische Geschichte (IEG).
- Metzger, A., Dawes, N., Mermelstein, R. & Wakschlag, L. (2011): Longitudinal modeling of adolescents' activity involvement, problem peer associations, and youth smoking. *Journal of Applied Developmental Psychology* 32(1), 1-9.
- Meyers, J. L. & Dick, D. M. (2010): Genetic and environmental risk factors for adolescent-onset substance use disorders. *Child and Adolescent Psychiatric Clinics of North America*, 19(3), 465-477.
- Michie, S. & Abraham, C. (2004): Interventions to change health behaviours: Evidence-based or evidence-inspired? *Psychology and Health*, 19, 29-49.
- Michie, S., Richardson, M., Johnston, M., Abraham, C., Francis, J., Hardeman, W., Eccles, M. P., Cane, J. & Wood, C. E. (2013): The Behavior Change Technique Taxonomy (v1) of 93 Hierarchically Clustered Techniques: Building an International Consensus for the Reporting of Behavior Change Interventions. *Annals of Behavioral Medicine*, 46, 81-95.
- Mooney, M. E., Odlaug, B. L., Kim, S. W. & Grant, J. E. (2011): Cigarette smoking status in pathological gamblers: Association with impulsivity and cognitive flexibility. *Drug and Alcohol Dependence*, 117(1), 74-77.
- Moser, U., Buff, A., Angelone, D. & Hollenweger, J. (2011): *Nach sechs Jahren Primarschule. Deutsch, Mathematik und motivational-emotionales Befinden am Ende der 6. Klasse*. Zürich: Bildungsdirektion Kanton Zürich.
- MPFS (2014): *JIM-Studie 2014. Jugend, Information, (Multi-)Media. Basisstudie zum Medienumgang 12- bis 19-Jähriger in Deutschland: Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest*. [Online]. <http://www.mpfs.de/index.php?id=11>.

- MPFS (2015): *KIM-Studie 2014. Kinder + Medien, Computer + Internet. Basisuntersuchung zum Medienumgang 6- bis 13-Jähriger in Deutschland*: Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest. [Online]. <http://www.mpfs.de/index.php?id=10>.
- Münchmeier, R. (2008): Jugend im Spiegel der Jugendforschung, *Die Gesellschaft und ihre Jugend. Strukturbedingungen jugendlicher Lebenslagen*. (S. 13-26). Opladen.
- Naderer, B. & Matthes, J. (2016): Kinder und Werbung. In G. Siegert, W. Wirth, P. Weber & A. J. Lischka (Hrsg.), *Handbuch Werbeforschung* (S. 689-712). Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Narring, F., Tschumper, A., Inderwildi Bonivento, L., Jeannin, A., Addor, V., Bütikofer, A., Suris, J., Diserens, C., Alsaker, F. & Michaud, P. A. (2004): *Gesundheit und Lebensstil 16- bis 20-Jähriger in der Schweiz (2002). SMASH 2002 : Swiss multicenter adolescent survey on health 2002*. Lausanne: Institut universitaire de médecine sociale et préventive.
- Obot, I. S., Wagner, F. & Anthony, J. C. (2001): Early onset and recent drug use among children of parents with alcohol problems: Data from a national epidemiologic survey. *Drug and Alcohol Dependence*, 65(1), 1-8.
- Oetting, E. R. & Donnermeyer, J. F. (1998): Etiology of Substance Use. Primary Socialization Theory: The Etiology of Drug Use And Deviance. I. *Substance Use and Misuse*, 33(4), 995-1026.
- Paavola, M., Vartiainen, E. & Haukka, A. (2004): Smoking from adolescence to adulthood: the effects of parental and own socioeconomic status. *European Journal of Public Health*, 14(4), 417-421.
- Palentien, C. & Harring, M. (2010): Jugendliches Risikoverhalten, Drogenkonsum und Peers. In M. Harring, O. Böhm-Kasper, C. Rohlf & C. Palentien (Hrsg.), *Freundschaften, Cliques und Jugendkulturen: Peers als Bildungs- und Sozialisationsinstanzen* (S. 365-384). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Paulus, M. P. & Tapert, S. F. (2010): Neurocognition and social cognition in adolescent drug users: Vulnerability and consequences, *Mental capital and wellbeing* (S. 119-128): Wiley-Blackwell.
- Petrie, J., Bunn, F. & Byrne, G. (2007): Parenting programmes for preventing tobacco, alcohol or drugs misuse in children <18: a systematic review. *Health Education Research* 22(2), 177-191.
- Pfadenhauer, M. & Eisewicht, P. (2015): Kompetenzerwerb in Jugendszenen. In S. Sandring, W. Helsper & H.-H. Krüger (Hrsg.), *Jugend: Theoriediskurse und Forschungsfelder* (S. 289-310). Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Pfulg, D. (2011): Grosse Weite, tiefe Täler. Graubünden: jugendarbeiterische Einblicke in den flächenmässig grössten Kanton der Schweiz. *Sozial Aktuell*, 43(5), 16-17.
- Pinquart, M. & Silbereisen, R. K. (2000): Das Selbst im Jugendalter. In W. Greve (Hrsg.), *Psychologie des Selbst*. Weinheim: PVU Beltz.
- Pinquart, M. & Silbereisen, R. K. (2002): Gesundheitsverhalten in Kindes- und Jugendalter. Entwicklungspsychologische Erklärungsansätze. *Bundesgesundheitsblatt - Gesundheitsforschung - Gesundheitsschutz* 2002(45), 873-878.
- Polak, M. (2007): "I Think We Must be Normal ... There are Too Many of Us for This to be Abnormal!!!": Girls Creating Identity and Forming Community in Pro-Ana/Mia Websites. In S. Weber & S. Dixon (Hrsg.), *Growing Up Online: Young People and Digital Technologies* (S. 83-96). New York: Palgrave Macmillan US.
- Potenza, M. N. (2009): Non-substance and substance addictions. *Addiction (Abingdon, England)*, 104(6), 1016-1017.
- Quensel, S. (2010): *Das Elend der Suchtprävention: Analyse – Kritik – Alternative*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Radtke, T., Keller, R., Krebs, H. & Hornung, R. (2011): Der Tabakkonsum Jugendlicher und junger Erwachsener in den Jahren 2001 bis 2009/10. Tabakmonitoring – Schweizerische Umfrage zum Tabakkonsum. Finanziert durch den Tabakpräventionsfonds In p. I. f. Universität Zürich (Ed.). Zürich.
- Ramirez, R., Hinman, A., Sterling, S., Weisner, C. & Campbell, C. (2012): Peer Influences on Adolescent Alcohol and Other Drug Use Outcomes. *Journal of Nursing Scholarship*, 44(1), 36-44.

- Rehbein, F., Kleimann, M. & Moessle, T. (2009): Computerspielabhaengigkeit im Kindes- und Jugendalter. Empirische Befunde zu Ursachen, Diagnostik und Komorbiditaeten unter besonderer Beruecksichtigung spielimmanenter Abhaengigkeitsmerkmale. Computer game addiction in childhood and adolescence: Empirical results on causes, diagnosis and comorbidity with special regard on game-immanent addiction characteristics. *Hannover: Kriminologisches Forschungsinstitut Niedersachsen*, 1(2).
- Reinders, H. (2003): *Jugendtypen : Ansätze zu einer differentiellen Theorie der Adoleszenz*.
- Reinders, H. (2016): Vom Bildungs- zum Optimierungsmoratorium. *Diskurs Kindheits- und Jugendforschung*(2), 147-160.
- Reindl, M., Reinders, H. & Gniewosz, B. (2013): Die Veränderung jugendlichen Autonomiestrebens, wahrgenommener elterlicher Kontrolle und erlebter Konflikthäufigkeit in der Adoleszenz. *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie*, 45(1), 14-26.
- Ribisl, K. M., Lee, R. E., Henriksen, L. & Haladjian, H. H. (2003): A content analysis of Web sites promoting smoking culture and lifestyle. *Health Education & Behavior* 30(1), 64-78.
- Rosenbach, M. & Stark, H. (2014): *Der NSA-Komplex: Edward Snowden und der Weg in die totale Überwachung*. München: Deutsche Verlags-Anstalt.
- Roth, R. (2002): Globalisierungsprozesse und Jugendkulturen. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B 5/2002, 20-27.
- Ruiter, R. A. C., Kessels, L. T. E., Peters, G.-J. Y. & Kok, G. (2014): Sixty years of fear appeal research: Current state of the evidence. *International Journal of Psychology*, 49(2), 63-70.
- Salzinger, S., Feldman, R. S., Ng-Mak, D. S., Mojica, E., Stockhammer, T. & Rosario, M. (2002): Effects of Partner Violence and Physical Child Abuse on Child Behavior: A Study of Abused and Comparison Children. *Journal of Family Violence*, 17(1), 23-52.
- Schaefer, D. R., Haas, S. A. & Bishop, N. J. (2012): A dynamic model of US adolescents' smoking and friendship networks. *American Journal of Public Health*, 102(6), e12-e18.
- Schaffner, D. (2007): *Junge Erwachsene zwischen Sozialhilfe und Arbeitsmarkt. Biografische Bewältigung von diskontinuierlichen Bildungs- und Erwerbsverläufen*. Bern: hep Verlag.
- Scherr, A. (2010): Cliques/informelle Gruppen: Strukturmerkmale, Funktionen und Potentiale. In M. Harring, O. Böhm-Kasper, C. Rohlf & C. Palentien (Hrsg.), *Freundschaften, Cliques und Jugendkulturen: Peers als Bildungs- und Sozialisationsinstanzen* (S. 73-90). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Schiffauer, W. (1983): *Die Gewalt der Ehre. Erklärungen zu einem türkisch-deutschen Sexualkonflikt*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Schindler, A., Thomasius, R., Sack, P.-M., Gemeinhardt, B., Küstner, U. & Eckert, J. (2005): Attachment and substance use disorders: A review of the literature and a study in drug dependent adolescents. *Attachment & Human Development*, 7(3), 207-228.
- Schmid, H. (2002): Sport, Alkohol, Tabak und illegale Drogen in der Entwicklung von Jugendlichen zu jungen Erwachsenen. Eine Längsschnittuntersuchung. *Zeitschrift für Gesundheitspsychologie*, 10(1), 36-48.
- Schmid, H. & Wüsten, G. (2009): Theoriebasierte intervenierende Soziale Arbeit bei Suchtproblemen. *Klinische Sozialarbeit*, 5(4), 4-6.
- Schmid, M. (2008): *Demokratietheorien. Eine Einführung*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Schultheis, F., Perrig-Chiello, P. & Egger, S. (2008): *Kindheit und Jugend in der Schweiz : Ergebnisse des Nationalen Forschungsprogramms "Kindheit, Jugend und Generationenbeziehungen im gesellschaftlichen Wandel"*. Weinheim: Beltz.
- Schütz, A. & Luckmann, T. (1975): *Strukturen der Lebenswelt*. Neuwied/Darmstadt: Luchterhand.
- Schütz, A. & Luckmann, T. (2003): *Strukturen der Lebenswelt*. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.
- Schweizer, H. (2007): *Soziologie der Kindheit. Verletzlicher Eigen-Sinn* (1. Aufl.). Wiesbaden: VS, Verlag für Sozialwissenschaften.
- Schweizerisches Gesundheitsobservatorium (Hrsg.). (2015): *Gesundheit in der Schweiz - Fokus chronische Erkrankungen. Nationaler Gesundheitsbericht 2015*. Bern: Hogrefe.

- Shareck, M., Frohlich, K. L. & Poland, B. (2013): Reducing social inequities in health through settings-related interventions — a conceptual framework. *Global Health Promotion*, 20(2), 39-52.
- Shareck, M., Kestens, Y. & Frohlich, K. L. (2014): Moving beyond the residential neighborhood to explore social inequalities in exposure to area-level disadvantage: Results from the Interdisciplinary Study on Inequalities in Smoking. *Social Science & Medicine*, 108, 106-114.
- Shareck, M., Kestens, Y., Vallée, J., Datta, G. & Frohlich, K. L. (2016): The added value of accounting for activity space when examining the association between tobacco retailer availability and smoking among young adults. *Tobacco Control*, 25(4), 406-412.
- Shell Deutschland Holding (2011): *Jugend 2010: eine pragmatische Generation behauptet sich* [16. Shell Jugendstudie] (Orig.-Ausg.).
- Shell Deutschland Holding (2015): *Jugend 2015: eine pragmatische Generation im Aufbruch* [17. Shell-Jugendstudie] (1. Aufl.). Frankfurt a.M.
- Shiner, M. (1999): Defining peer education. *Journal of Adolescence*, 22(4), 555-566.
- SKBF (2014): *Bildungsbericht Schweiz 2014*. Aarau: Schweizerische Koordinationsstelle für Bildungsforschung.
- Slater, M. D., Henry, K. L., Swaim, R. C. & Anderson, L. L. (2003): Violent media content and aggressiveness in adolescents: A downward spiral model. *Communication Research*, 30(6), 713-736.
- Smith, A., Lenhart, A., Duggan, M., Madden, M., Cortesi, S. & Gasser, U. (2013): *Teens, Social Media, and Privacy*. Washington, D. C.: Pew Research Center.
- SODK (2016): *Empfehlungen der Konferenz der kantonalen Sozialdirektorinnen und Sozialdirektoren (SODK) zu unbegleiteten minderjährigen Kindern und Jugendlichen aus dem Asylbereich*. Bern: Konferenz der kantonalen Sozialdirektorinnen und Sozialdirektoren (SODK)
- Song, E.-Y., Smiler, A. P., Wagoner, K. G. & Wolfson, M. (2012): Everyone says it's ok: Adolescents' perceptions of peer, parent, and community alcohol norms, alcohol consumption, and alcohol-related consequences. *Substance Use & Misuse*, 47(1), 86-98.
- Spitzer, M. (2006): *Vorsicht Bildschirm! Elektronische Medien, Gehirnentwicklung, Gesundheit und Gesellschaft*. Stuttgart: Ernst Klett Verlag.
- Starkey, F., Audrey, S., Holliday, J., Moore, L. & Campbell, R. (2009): Identifying influential young people to undertake effective peer-led health promotion: the example of A Stop Smoking In Schools Trial (ASSIST). *Health Education Research*, 24(6), 977-988.
- Statistisches Bundesamt Deutschland (o.J.): *Lebensbedingungen, Armutsgefährdung*. [Online]. https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesellschaftStaat/EinkommenKonsumLebensbedingung/LebensbedingungenArmutsgefahrdung/Tabellen/ArmutsgefQuoteTyp_SILC.html.
- Stecher, L., Fraij, A. & Maschke, S. (2016): Intergenerative Transferbeziehungen und Bildungserfolg – Verschiebungen im Bildungsmoratorium. *Diskurs Kindheits- und Jugendforschung*(2), 161-178.
- Steiner, M., Knittel, T., Müller, D. & Ne, P. (2012): *Unser Platz – Jugendliche im öffentlichen Raum. Juvenir-Studie 1.0. Eine Studie verfasst von Prognos im Auftrag der Jacobs Foundation*. Zürich:
- Steiner, O. (2009): Neue Medien und Gewalt. Überblick zur Forschungslage hinsichtlich der Nutzung Neuer Medien durch Kinder und Jugendliche und der Wirkungen gewaltdarstellender Inhalte. *Beiträge zur Sozialen Sicherheit*, 09(4).
- Steiner, O. (2011): *Über den Sinn von Gewalt. Hermeneutische Explorationen in Lebenswelten von jugendlichen Delinquenten*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Steiner, O. (2013): Soziale Arbeit und kritische Medientheorie. Web 2.0 Kommunikationstechnologien als hybrider Diskursraum in Systemen und Lebenswelten. In O. Steiner & M. Goldoni (Hrsg.), *Kinder- und Jugendarbeit 2.0. Grundlagen, Konzepte und Praxis medienbezogener Sozialer Arbeit*. Weinheim: Juventa.

- Steiner, O. & Heeg, R. (2015): *Schlussbericht Evaluation Projekte Peer Education / Peer Tutoring zur Förderung von Medienkompetenzen. BAND I: Anlage der Evaluation und Ergebnisse der übergreifenden Analyse*. Basel/Olten: Hochschule für Soziale Arbeit FHNW.
- Steiner, O., Heeg, R. & Gerodetti, J. (2011): *Bestandesaufnahme von Angebotsstrukturen der Jugendarbeit und kommunalen Jugendförderung im Kanton Solothurn*. Olten/Basel:
- Stolle, M., Sack, P.-M. & Thomasius, R. (2009): Drogenkonsum im Kindes- und Jugendalter: Früherkennung und Intervention. *Dtsch Arztebl International*, 1(2), -38-.
- Streuli, E., Steiner, O., Mattes, C. & Shenton, F. (2007): *Eigenes Geld und fremdes Geld - Jugendliche zwischen finanzieller Abhängigkeit und Mündigkeit*. Basel: Gesowip Verlag.
- Sundén, J. (2003): *Material virtualities : approaching online textual embodiment*. New York: Lang.
- ter Bogt, T. F. M., Keijsers, L. & Meeus, W. H. J. (2013): Early Adolescent Music Preferences and Minor Delinquency. *Pediatrics*, 131(2), 1-10.
- Teunissen, H. A., Spijkerman, R., Prinstein, M. J., Cohen, G. L., Engels, R. C. & Scholte, R. H. (2012): Adolescents' conformity to their peers' pro-alcohol and anti-alcohol norms: The power of popularity. *Alcoholism: Clinical and Experimental Research*, 36(7), 1257-1267.
- Thatcher, D. L. & Clark, D. B. (2010): Neurodevelopmental liability for adolescent substance use disorders, *Handbook of drug use etiology: Theory, methods, and empirical findings* (S. 209-224). Washington, DC: American Psychological Association; US.
- Thomas, R. E., Baker, P. R. A. & Lorenzetti, D. (2007): Family-based programmes for preventing smoking by children and adolescents. *Cochrane Database of Systematic Reviews* (1).
- Tian, Y. & Yoo, J. H. (2015): Connecting With "The Biggest Loser": An Extended Model of Parasocial Interaction and Identification in Health-Related Reality TV Shows. *Health Communication*, 30(1), 1-7.
- Topping, K. & Ehly, S. (1998): *Peer-assisted learning*. Mahwah (N.J.) etc.: Lawrence Erlbaum.
- Tornay, L., Michaud, P. A., Gmel, G., Wilson, M. L., Berchtold, A. & Suris, J. C. (2013): Parental monitoring: a way to decrease substance use among Swiss adolescents? *Eur J Pediatr*, 172(9), 1229-1234.
- Torres, W. B. (2003): *The Relationship Between the Duration of Breastfeeding and Smoking in Later Life*. : National Undergraduate Research Clearinghouse, 6. [Online].
- Uhlendorff, H. & Oswald, H. (2003): Freundeskreise und Cliques im frühen Jugendalter. *Berliner Journal für Soziologie*, 13(2), 197-212.
- Valente, T. W., Hoffman, B. R., Ritt-Olson, A., Lichtman, K. & Johnson, C. A. (2003): Effects of a Social-Network Method for Group Assignment Strategies on Peer-Led Tobacco Prevention Programs in Schools. *American Journal of Public Health*, 93(11), 1837-1843.
- van Hoof, J. J., Mulder, J., Korte, J., Postel, M. G. & Pieterse, M. E. (2012): Dutch adolescent private drinking places: Prevalence, alcohol consumption, and other risk behaviors. *Alcohol*, 46(7), 687-693.
- van Wel, F., Linssen, H. & Abma, R. (2000): The parental bond and the well-being of adolescents and young adults. *J Youth Adolescence*, 29(3), 307-318.
- Veith, H. (2015): Zur Geschichte sozialisationstheoretischer Fragestellungen. In K. Hurrelmann, U. Bauer, M. Grundmann & S. Walper (Hrsg.), *Handbuch Sozialisationsforschung* (8. vollständig überarbeitete Auflage ed., S. 17-49). Weinheim und Basel: Beltz Verlag.
- Vie, S. (2008): Digital Divide 2.0: "Generation M" and Online Social Networking Sites in the Composition Classroom. *Computers and Composition*, 25(1), 9-23.
- Villanti, A., Boulay, M. & Juon, H.-S. (2011): Peer, parent and media influences on adolescent smoking by developmental stage. *Addictive Behaviors*, 36(2011), 133-136.
- Vogelgesang, W. (2010): Digitale Medien - Jugendkulturen - Identität. In K.-U. Hugger (Hrs.), *Digitale Jugendkulturen* (S. 37-53). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- von Unger, H. (2014): *Partizipative Forschung - Einführung in die Forschungspraxis*. Wiesbaden: Springer VS.

- von Wensierski, H.-J. & Lübcke, C. (2010): HipHop, Kopftuch und Familie – Jugendphase und Jugendkulturen junger Muslime in Deutschland. In C. Hunner-Kreisel & S. Andresen (Hrsg.), *Kindheit und Jugend in muslimischen Lebenswelten: Aufwachsen und Bildung in deutscher und internationaler Perspektive* (S. 157-175). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Wagner, U. & Brüggem, N. (2012): Von Alibi-Veranstaltungen und "Everyday Makers". In K. Lutz, E. Rösch & D. Seitz (Hrsg.), *Partizipation und Engagement im Netz. Neue Chancen für Demokratie und Medienpädagogik Vol. Schriftenreihe Schriften zur Medienpädagogik, Band 47*, (S. 21-42). München: kopaed.
- Wais, M. & See, L. (2002): *Suchtprävention beginnt im Kindesalter: Erziehung als Begleiter zur Eigenständigkeit*. Stuttgart: Mayer.
- Waller, G., Willemse, I., Genner, S., Suter, L. & Süss, D. (2016): *JAMES. Jugend, Aktivitäten, Medien. Erhebung Schweiz. Ergebnisbericht zur JAMES-Studie 2016*: ZHAW Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften. Departement Angewandte Psychologie. [Online].
http://www.psychologie.zhaw.ch/fileadmin/user_upload/psychologie/Downloads/Forschung/James/Ergebnisbericht_JAMES_2010_de.pdf.
- Waterfield, E. A. (2011): Social resiliency factors and abstinence from substance abuse in Lucas county, Ohio adolescents. *Dissertation Abstracts International: Section B: The Sciences and Engineering*, 71(8-B), 5166.
- Weichold, K. & Silbereisen, R. K. (2006): Illegale Drogen. In A. Lohaus, M. Jerusalem & J. Klein-Hessling (Hrsg.), *Gesundheitsförderung im Kindes- und Jugendalter* (S. 155-175). Göttingen: Hogrefe.
- Weichold, K. & Silbereisen, R. K. (2012): Peers and Teachers as Facilitators of the Life Skills Program IPSY. *SUCHT*, 58(4), 247-258.
- Wellman, R. J., Sugarman, D. B., DiFranza, J. R. & Winickoff, J. P. (2006): The extent to which tobacco marketing and tobacco use in films contribute to children's use of tobacco: a meta-analysis. *Archives of Pediatrics & Adolescent Medicine*, 160(12), 1285–1296.
- Werse, B., Kamphausen, G., Egger, D., Sarvari, L. & Müller, D. (2015): *MoSyD (Monitoring-System Drogentrends): Jahresbericht 2014. Drogentrends in Frankfurt am Main*.
- Wetzstein, T., Erbdinger, P. I., Hilgers, J. & Eckert, R. (2005): *Jugendliche Cliques. Zur Bedeutung der Cliques und ihrer Herkunfts- und Freizeitwelten*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Wiehe, S. E., Garrison, M. M., Christakis, D. A., Ebel, B. E. & Rivara, F. P. (2005): A systematic review of school-based smoking prevention trials with long-term follow-up. *Journal of Adolescent Health*, 36(3), 162-169.
- Wiist, W. H. & Snider, G. (1991): Peer education in friendship cliques: prevention of adolescent smoking. *Health Education Research*, 6(1), 101-108.
- Willemse, I., Waller, G., Genner, S., Suter, L., Oppliger, S., Huber, A. L. & Süss, D. (2014): *JAMES. Jugend, Aktivitäten, Medien. Erhebung Schweiz*: ZHAW Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften. Departement Angewandte Psychologie. [Online].
http://www.psychologie.zhaw.ch/fileadmin/user_upload/psychologie/Downloads/Forschung/James/Ergebnisbericht_JAMES_2010_de.pdf.
- Willemse, I., Waller, G. & Süss, D. (2011): *JAMESfocus. Mediennutzungstypen bei Schweizer Jugendlichen - zwischen Risikoverhalten und positivem Umgang*. ZHAW Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften. Departement Angewandte Psychologie.
- Willemse, I., Waller, G., Süss, D., Genner, S. & Huber, A.-L. (2012): *JAMES - Jugend, Aktivitäten, Medien - Erhebung Schweiz*. Zürich: ZHAW Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften, Departement Angewandte Psychologie.
- Wills, T. A. & Ainette, M. G. (2010): Temperament, self-control, and adolescent substance use: A two-factor model of etiological processes, *Handbook of drug use etiology: Theory, methods, and empirical findings* (S. 127-146). Washington, DC: American Psychological Association; US.
- Wimmer, T. (2013): Empirische Modelle zur Erklärung des Rauchverhaltens, *Rauchen, ein ganz normales Konsumverhalten? Perspektiven und Analysen zur Erklärung des Zigarettenkonsums* (S. 215-273). Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.

- Windle, M. & Windle, R. C. (2001): Depressive symptoms and cigarette smoking among middle adolescents: prospective associations and intrapersonal and interpersonal influences. *Journal of Consulting and Clinical Psychology* 69(2), 215-226.
- Windlin, B. & Delgrande Jordan, M. (2013): *Multipler Substanzkonsum - Systematische Zusammenstellung von Prävalenzen bei 11-bis 15-jährigen Jugendlichen in der Schweiz*. Lausanne: Sucht Schweiz.
- Windlin, B., Delgrande Jordan, M. & Kuntsche, E. (2011): *Konsum psychoaktiver Substanzen Jugendlicher in der Schweiz - Zeitliche Entwicklungen und aktueller Stand, Resultate der internationalen Studie «Health Behaviour in School-aged Children» (HBSC). Revidierte und aktualisierte Fassung*. Lausanne: Sucht Info Schweiz.
- Winkler, M. (2012): *Erziehung in der Familie : Innenansichten des pädagogischen Alltags*. Stuttgart Verlag W. Kohlhammer.
- Wong, C. A., Merchant, R. M. & Moreno, M. A. (2014): Using social media to engage adolescents and young adults with their health. *Healthcare (Amsterdam, Netherlands)*, 2(4), 220-224.
- World Health Organisation (WHO) (2004): *Neuroscience of psychoactive substance use and dependence*. Geneva: World Health Organization (WHO).
- World Vision Deutschland, Hurrelmann, K., Andresen, S. & Schneekloth, U. (2010): *2. World Vision Kinderstudie*. Frankfurt a.M.: Firscher Taschenbuch-Verlag.
- Wright, M. T., Block, M. & Unger, H. v. (2010): Partizipation der Zielgruppe in der Gesundheitsförderung und Prävention. In M. T. Wright (Hrs.), *Partizipative Qualitätsentwicklung in der Gesundheitsförderung und Prävention* (S. 35-52). Bern: Huber.
- Youniss, J. (1980): *Parents and peers in social development: a Sullivan-Piaget perspective* ([6th print.]). Chicago The University of Chicago Press.
- Zeiger, H. (1983): Die vielen Räume der Kinder. Zum Wandel räumlicher Lebensbedingungen seit 1945. In U. Preuss-Lausitz (Hrs.), *Kriegskinder, Konsumkinder, Krisenkinder : zur Sozialisationsgeschichte seit dem Zweiten Weltkrieg* (S. 176-195). Weinheim ; Basel: Beltz Verlag.
- Zeiger, H. & Zeiger, H. (1994): *Orte und Zeiten der Kinder*. Weinheim München: Juventa Verlag.
- Zimmerman, G. M. & Vasquez, B. E. (2011): Decomposing the peer effect on adolescent substance use: Mediation, nonlinearity, and differential nonlinearity. *Criminology: An Interdisciplinary Journal*, 49(4), 1235-1273.
- Zimmermann, U. S., Mick, I. & Mann, K. F. (2008): Neurobiological implications of child and adolescent alcohol consumption. *Sucht: Zeitschrift für Wissenschaft und Praxis*, 54(6), 335-345.
- Zumbrunn, A., Rösch, C. & Schmid, H. (2013): Ausserschulische Gesundheitsförderung bei jungen Frauen. Evaluation der Wirksamkeit des Streetdance-Angebotes "roundabout". *Prävention und Gesundheitsförderung*, 8(4), 261-266.